Nov. 2012

61 unique

interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt

Ankommen

Jena Integration zwischen Ideal und Wirklichkeit

Weimar Porträt eines Stummfilm-Pianisten

Erfurt Studenten untersuchen Mediensprache

Sparkassen-Girokonto

Mehr Infos auf **www.sparkassen-finanzgruppe-ht.de** oder in Ihrer Sparkasse.

Sparkasse | LBS | SV SparkassenVersicherung | Helaba

ZUSAMMEN die Welt erobern.

Finanzgruppe Hessen-Thüringen

In der Sparkassen-Finanzgruppe Hessen-Thüringen finden Sie in jeder Situation den richtigen Partner, um Ihre Ziele zu erreichen. Mit dem Girokonto Ihrer Sparkasse starten Sie mit Sicherheit entspannt in Ihren neuen Lebensabschnitt. Nutzen Sie alle Möglichkeiten weltweiten Zahlungsverkehrs und genießen Sie den Komfort eines modernen Online-Kontomanagements. Und falls Sie doch mal Bargeld brauchen, warten deutschlandweit über 25.000 Geldautomaten auf Sie. **Zusammen mit Ihnen. Das ganze Leben.**

Anzeige

Editorial

Wie willkommen sind Fremde in Deutschland im Allgemeinen und in dessen „grünem Herzen“ im Speziellen wirklich? Wie kommen sie an, wo und wie wohnen sie, wie richten sie sich ihr Leben in ihrer neuen Heimat ein? Und was tun die einheimische Bevölkerung, die Behörden und die Universitäten, um die Ankunft der temporären Gäste und der permanenten Neubewohner zu erleichtern? Jena hat sich 2008 mit einem kommunalen Plan weitreichende Ziele gesetzt, um die Integration der Zugewanderten voranzutreiben. Viele der Vorgaben des Integrationskonzepts sollten bis Ende 2012 umgesetzt werden. Was davon geschafft wurde und wo noch Handlungsbedarf besteht, haben wir auf den Seiten 16 bis 19 recherchiert.

Währenddessen blockiert die deutsche Bundesregierung vehement einen Gesetzesentwurf der Europäischen Union, der die Lebensbedingungen für Flüchtlinge verbessern könnte. In Jena leben diese in einer Gemeinschaftsunterkunft in der Nähe des *Schillerhof*-Kinos (S. 18). Die *unique* hat sie besucht und sich einige Eindrücke verschafft (S. 12). Einen der Bewohner sowie mehrere andere Neu-Jenaer haben wir zu ihren Alltagserfahrungen in der Saalestadt befragt (S. 10).

Zu sagen, dass es in Jena nicht ganz einfach ist, eine Wohnung zu finden, wäre eine maßlose Untertreibung. Das gilt für internationale Studenten aber noch in erhöhtem Maße. Welche Schwierigkeiten sie haben, bis sie einen Wohnplatz gefunden haben und wie sie in Thüringen auch jenseits des „Studentenparadieses“ leben, lest ihr ab Seite 20.

Eine Redakteurin der *unique*, die gerade ein Auslandssemester in Amsterdam absolviert, hat die Erfahrung der Wohnungssuche als internationale Studentin am eigenen Leibe erleben dürfen. Sie hat rasch eine Wohnung gefunden… oder besser gesagt: eine Bleibe. Von „Naumburger Straße“-Charme, gefährlichen Kühlschränken und interkulturellem Mit- und Nebeneinander in einem niederländischen Studentenwohnheim lest ihr ab Seite 8.

Das Bild, das sich Menschen vom „Fremden“ machen, wird ganz maßgeblich von der Sprache geprägt. Zwei Aspekte der Debatte über Integration und Zuwanderung in Deutschland diskutieren wir in dieser Ausgabe. Ein Wort, das diese seit Beginn der 2000er dominiert, ist der „Migrationshintergrund“, ein Begriff, der in den Medien und in der Alltagssprache wie natürlich genutzt wird. Ab Seite 33 geht es darum, wie hochproblematisch und sogar gefährlich er eigentlich ist. Wozu Stereotype über „Fremde“ führen können, haben nicht nur die Aufdeckung der terroristischen NSU-Morde gezeigt, sondern auch die ihr vorangehende Berichterstattung, die einen Niveau-Tiefpunkt mit dem Begriff der „Dönermorde“ erreichte. Eine studentische Forschungsgruppe der Universität Erfurt hat sich mit dieser Problematik im besonderen – und mit der Berichterstattung über Ausländer in thüringischen Medien im allgemeinen – befasst (S. 34).

Bewegte Bilder über Migrationsschicksale zeigt das Kino schon seit seinen Anfängen. Für alle diejenigen, die sich also auch nach der Lektüre der *unique* 61 für Aspekte des „Ankommens“ interessieren, hat die Redaktion zehn Filme ausgesucht (S. 23).

I N H A L T

EinBlick

„Immer dort zu Hause, wo ich gerade nicht bin“
Zerrissen zwischen deutscher und französischer Sprache 6

“Don’t open the fridge!”
Studentisches Wohnen in der „Stadt der Trottel“ 8

Die Person dahinter
Sechs Kurzporträts zum „weltoffenen Jena“ 10

Foto-Essay: Zu Besuch in der Schulstraße
Das Jenaer Flüchtlingswohnheim in Bildern 12

WeitBlick

***memorique* | Wiedergutmachung auf Amerikanisch**
Die USA und die Kriegsinternierung der Japanoamerikaner 13

Mit der Welt in Jena umgehen
Theorie und Wirklichkeit der Integration in der Saalestadt 16

Die Grenzen der Stadt
Zur Lage von Flüchtlingen und Asylbewerbern in Jena 18

Falsche Erwartungen und fehlende Bekenntnisse
Internationale Studenten auf der Suche nach einem Wohnheimplatz 20

Anzeige

MITMACHEN LOHNT SICH!

Kindersprachbrücke Jena e.V.

LebensArt

Heimat nehmen Welt auf
10 Filme über Flucht, Zuwanderung und Integration 23

Das entfesselte Klavier
Wie Richard Siedhoff das Charisma von Kinoklassikern unterstützt 25

Zwischen Kingston und Köln
Gentleman im Gespräch über Heimat und Kindheitsträume 27

Forugh Farrochsads „The Captive“
Die Befreiung des lyrischen Ichs auf Persisch 30

***Kolumne* | Leichensäcke und öffentliche Aufbahrungen**
Prof. Dr. Thomas Honegger über massentaugliche Schein-Anglizismen 32

Die „Migrationshintergründigen“
Von der Karriere eine zweifelhaften Begriffs 33

Von „heißblütigen Italienern“ und „Pleite-Griechen“
Eine Erfurter Studie über ethnische Stereotype in deutschen Medien 34

WortArt

übrique
Laser-Brief aus der Ferne | Impressum | Bildnachweis 38

In den Projekten „Sprach- und Spielnachmittage“ und „Lobeda Radiokids“ sucht die Kindersprachbrücke engagierte Teamerinnen und Teamer, die regelmäßig mit Kindern im Grundschulalter arbeiten wollen. Gefragt sind kreative Ideen, Zuverlässigkeit und pädagogisches Geschick.

In der Kindersprachbrücke sammelt ihr Erfahrungen fürs Leben, erhaltet eine gezielte Einarbeitung und arbeitet in einem dynamischen Team!

Weitere Infos & Voraussetzungen unter *kindersprachbruecke.de/unser-team*

EinBlick

„Immer dort zu Hause, wo ich gerade nicht bin“

Als Kind mit zwei Muttersprachen aufzuwachsen scheint ein Privileg zu sein. In der Realität ist es aber nicht immer ganz so einfach.

von Babs

Wenn ich in meinem Umfeld erzähle, dass ich Deutsch-Französin bin und auch diese Sprachen immer gleichberechtigt nebeneinander gesprochen habe, schlägt mir meist Neid entgegen. Es scheint den Leuten nicht bewusst zu sein, dass zwei Muttersprachen auch bedeutet, in keiner Sprache ganz zuhause zu sein.“ Fabienne ist als Kind einer französischen Mutter und eines deutschen Vaters bilingual aufgewachsen. Zwar galt die Regel, dass die Sprache des Landes gesprochen wurde, in dem sich die Familie gerade aufhielt, allerdings wechselte sie, sobald die Grenze überschritten wurde. Und das war oft.

Die ersten Jahre lebte Fabienne in Frankreich, mit der französischen Familie, der französischen Mutter und dem Vater, der die Sprache gut beherrschte. Von den regelmäßigen Besuchen bei ihren Großeltern in Hamburg mal abgesehen, war Deutschland kein Teil ihres Lebens. Das änderte sich, als sich die Eltern entschieden, nach Deutschland zurück zu ziehen und dort ihre Zukunft aufzubauen. Fabienne ließ ihr Leben, ihre Freunde und ihre Familie in Frankreich zurück und zog mit ihren Eltern in den Heimatort ihres Vaters, nach Hamburg.

Von nun an war Französisch die Sprache, die nur noch gesprochen wurde, wenn es zurück nach Frankreich ging. Fabienne selbst kann sich kaum mehr an diese erste Zeit erinnern: „Meine Eltern haben mir im Rückblick oft gesagt, dass ich Sätze mit französischen Wörtern gespickt habe, oder auf Französisch reagiert habe, wenn sie auf Deutsch mit mir gesprochen haben.“

Mit dem Beginn der Schule gewann die Verwirrung vollends die Oberhand. „Ich kam auf eine französische Schule. Mit einem französischen Schulsystem.“ Das hieß, dass Fabienne häufig bis zum späten Nachmittag in der Schule war, während ihre Freunde auf deutschen Schulen sich schon längst zum Spielen trafen und ihre Freizeit genossen. Zudem fiel schon zu Beginn ihrer Schulzeit auf: Fabienne hat eine Lese-Rechtschreibschwäche. Zwar ist ihr Französisch durch die Jahre in Deutschland nicht verlorengegangen, doch es fiel ihr schwer, die Sprachen klar voneinander zu trennen. Auch hatte sie das Gefühl, die Wörter weniger präzise benutzen zu können, als ihre „einsprachigen“ Freunde: „Mir war oft nicht bewusst, was genau ein Wort wie ‚Akzent‘ jetzt bedeutet, ich habe es benutzt wie ‚Dialekt‘ und kann bis heute nicht hören, ob das Wort im Satz richtig oder falsch ist.“

„Mir fehlen die Worte“

Im Unterricht kam sie nur schwer mit und ihre Eltern entschieden sich, sie auf eine deutsche Schule zu schicken. Fabienne machte ein deutsches Abitur – mit dem Leistungskurs Französisch. Doch bis heute hat sie nicht das Gefühl, eine der beiden Sprachen perfekt zu beherrschen, was aber wohl auch einsprachig aufgewachsene Menschen selten von sich behaupten würden. Allerdings – und das ist für sie viel schlimmer – fühlt sie sich auch in keiner der

Sprachen wirklich zuhause. „Mir fehlen sowohl auf Französisch, als auch auf Deutsch häufig die richtigen Wörter und ich habe das Gefühl, nicht das ausdrücken zu können, was ich sagen möchte. Ich weiß, was der Inhalt meines Satzes sein soll – aber mir fehlen die Worte“
Noch dazu kam, dass sie gerade als Teenager von dem Gefühl begleitet wurde, dass ihr nicht nur die Beherrschung einer Muttersprache fehlt, sondern vielmehr auch eine Kultur, in der sie sich ganz zuhause fühlt.

Nur scheinbar angekommen

Ihre Sommerurlaube verbringt sie bis heute bei ihrer französischen Familie, im Süden Frankreichs, direkt am Mittelmeer. „Ich fühle mich immer sehr französisch, wenn ich nach Banuyls zurückkomme. Ich merke, dass ich beginne, die Körpersprache zu übernehmen, die Art zu reden – und auch die Art zu leben.“ In Frankreich hat sie französische Freunde, isst französisches Essen und scheint für Außenstehende vollkommen angekommen zu sein. Doch für sie selbst ist es lediglich eine perfektionierte Form der Anpassung. „Ich fühle mich häufig so, als würde ich mich von außen betrachten, in meiner Rolle als Französin. Ich kann mir nur dazu gratulieren, wie hervorragend ich diese Rolle spielen kann.“ Doch zurück in Deutschland geht es ihr genauso. Hier hat sie noch dazu das Gefühl, dass viele Klischees auf sie projiziert werden. Wenn Fabienne zu spät zur Schule kam, und das kam häufig vor, dann war es nicht etwa der Mensch Fabienne – es war immer die „Französin Fabienne“, die es nicht schaffte, rechtzeitig aufzustehen. Zudem hatte sie oft das Gefühl, auch ihre deutschen Freunde nicht ganz zu verstehen. Eine Sprachbarriere? „Ich kann weder im Französischen noch im Deutschen richtig mit den Worten spielen. Wortwitze fallen mir schwer, sie fallen mir meistens gar nicht ein. Und auch die der anderen verstehe ich nicht immer.“
Diese dauernde Zerrissenheit macht sie ruhelos. Wann immer sie die Möglichkeit hatte, ist Fabienne nach Frankreich gefahren; dort hat sie gleich mehrere Monate mit der Suche nach ihren Wurzeln und ihrem wirklichen Ich verbracht. „Ich habe versucht, herauszufinden, wo ich hingehöre. Wo ich mich mehr zuhause fühle. Aber ich fühle mich immer dort mehr zuhause, wo ich gerade nicht bin.“
Ein Studium in Holland schien die Möglichkeit zu sein, mit dem Konflikt abzuschließen, in dem sie sich ein drittes, sozusagen unvorbelastetes Land suchte. Aber die Studiengänge in Holland haben viele deutsche Studenten, sodass sich für Fabienne ihr Umfeld nicht änderte – zumindest nicht die Sprache ihrer Freunde.

Ein Gefühl von Heimat am Mittelmeer

Ein halbjähriger Pflichtaufenthalt für das Studium führt Fabienne nach Frankreich, in die Nähe der Gegend, wo sie aufgewachsen war – nach Montpellier. Im Gegensatz zu ihren sonstigen Aufenthalten in Frankreich würde sie sich nun dort aber alleine ein Leben aufbauen, ohne ihre Familie. Nach anfänglichen Schwierigkeiten merkt sie, wie sie beginnt, sich in der Stadt am Mittelmeer richtig zuhause zu fühlen. „Es ist für mich natürlicher, in Frankreich zu leben und die Sehnsucht nach Deutschland zu haben, als umgekehrt – keine Ahnung warum.“ Sie spürt, dass sie sich immer noch verstellt und vielleicht nicht ganz so französisch ist, wie sie anderen glauben macht. Ihr fehlen die tiefen Freundschaften, die sie in Deutschland erlebt. Für sie gibt es in Frankreich eine wirklich tiefe Vertrautheit nur in Beziehungen. Aber diese Batterien tankt sie auf, wenn sie zu Besuch bei ihren Eltern in Hamburg oder bei Freunden ist.
Trotzdem freut sie sich jedes Mal, nach Frankreich zurück zu kommen. „Es ist jetzt ein Gefühl von Heimat, wenn ich nach Montpellier zurückkomme. Ich werde dort bleiben, dort meine Bachelorarbeit beenden und mir einen Ferienjob suchen. Ich habe das Gefühl, angekommen zu sein, und mich zuhause zu fühlen – ohne dass ich das Gefühl habe, meine deutsche Seite aufgeben zu müssen.“ □

“Don’t open the fridge!”

Studentenwohnheime und ihre Tücken. Ein Abriss über das Wohnen und Leben in einer internationalen Gemeinschaft vor den Toren der niederländischen Hauptstadt.

von bexdeich

Uilenstede, das etwas andere Ghetto am Rande von Amsterdam. ‚Stede‘ bedeutet im Niederländischen so viel wie ‚Stadt‘. Der Ausdruck ‚Uil‘ verfügt über einen größeren Interpretationsspielraum. Er steht entweder für ‚Eule‘ oder aber für ‚Trottel‘. Es stellt sich die Frage: Was ist wohl gemeint, Stadt der Eulen oder Stadt der Trottel? Die Nähe zum Amsterdamer Wald spricht für die erste Variante. Die Tatsache, dass Uilenstede ab Ende der 60er Jahre eigens und ausschließlich für Studenten und sozial Benachteiligte errichtet wurde, lässt letztere Version nicht völlig abwegig erscheinen. Mehr als 3.000 Studenten nennen die Stadt der Trottel ihr Zuhause. Ich bin einer davon.

Dreck vergangener Semester

Im Voraus hatte ich mich guter Dinge für die günstigste Unterbringung entschieden: Ein zwölf Quadratmeter großes Zimmer (mit Kühlschrank) und Gemeinschaftsbad und -küche, die mit zwölf weiteren Bewohnern benutzt werden. Als ich an einem sonnigen Augustnachmittag die Treppen zum zweiten Stock eines hässlichen, in die Jahre gekommenen Plattenbaus mit meinem Gepäck hinaufkeuche, hält sich meine Vorfreude auf das, was kommen könnte, bereits deutlich in Grenzen. Ich schließe die Tür auf, stehe auf dem wenig geputzten grün-braunen Linoleumboden im dunklen Flur und ein leicht modriger und abgestandener Geruch dringt in meine Nase. Ein kurzer Blick durch das milchige Glas der Küchentür verheißt nichts Gutes. Schnell weiter.

Mein Zimmer ist überraschend sauber. Nur die Vorhänge, Wände und die Matratze erzählen Geschichten voriger Mieter. L. Chun und R. Gonzales müssen zwei von ihnen gewesen sein; in meinem überfüllten Postfach vor der Küche finde ich viele an sie gerichtete Briefe. Wieder ein verstohlener Blick in die Küche. Ich bin im Begriff, die Tür zum Chaos aufzustoßen, da dröhnt es durch den Flur: “Don‘t open the fridge!“. Ich schaue erschrocken und mein Gegenüber setzt wieder an: “Yeah, don‘t open the fridge! It stinks like hell and it‘s really filthy.“ “Okay“, schlucke ich. “Oh, by the way: I‘m Jerry. I‘m from Curacao.“ “Nice to meet you, Jerry, I‘m Becci“, antworte ich und er schlurft weiter ins Bad.

Anderthalb Wochen später. Mittlerweile habe ich mich daran gewöhnt, im Dunkeln durch den Flur zu tapern und meine Zähne bei Mondscheinlicht zu putzen. Auch der erste Schock über die Küche ist verdaut. Trotz mehrmaliger nachdrücklicher Beschwerden bei der Wohnungsgesellschaft hat sich bisher nichts verändert, deswegen steht eine Gemeinschaftsputzaktion an. Unzählige Weinflaschen, Säcke an Lebensmitteln vergangener Jahre aus den Aufbewahrungsschränken, kaputte Elektrogeräte sowie Möbel verlassen nach und nach die Küche. Der klebrig-braune Film, der sich fast ausnahmslos überall niedergelassen hat, wird in mehrstündiger Fleißarbeit weggeschrubbt. Später stellt sich heraus, dass die Küche seit März 2012 nicht mehr geputzt worden ist. Der Gemeinschaftskühlschrank bleibt, stinkt, schimmelt und bietet Maden und Fliegen weiterhin ein nettes Zuhause.

Farbe bekennen

Drei Wochen später. Licht gibt es inzwischen im Bad. Jetzt sehe ich teilweise genauer, was an der Decke wächst. Die Waschmaschine surrt und mit viel Weichspüler lässt sich ihr muffiger Geruch, der sich auch in die Kleidung schleicht, einigermaßen übertünchen. Heute habe ich ohnehin besonders gute Laune, und so begebe ich mich zum Büro der Wohnungsgesellschaft, das neben Sport- und Kulturzentrum, Café, Imbiss und Supermarkt Teil von Uilenstede ist. Der Kühlschrank ist der Grund meines Besuchs. Ich muss einen denkwürdigen Auftritt hingelegt haben, denn keine Stunde später riecht es im ganzen Stockwerk unausstehlich. Der Kühlschrank wurde von seinem Inneren befreit. Wann dieses Ungetüm endlich vollständig entfernt und ersetzt wird, ist abzuwarten.

Vielleicht sind die Gaststudenten aus aller Welt der Wohnungsgesellschaft schlichtweg egal. Der Vertrag ist unterschrieben, bevor je ein Fuß in das neue Zuhause auf Zeit gesetzt wurde. Frühzeitig kündigen ist nicht möglich. Der Wohnungsmarkt in Amsterdam ist ein Desaster. Die ausländischen Studenten verlassen ohnehin nach sechs oder zwölf Monaten wieder die Niederlande und für Nachschub ist kontinuierlich gesorgt. In Uilenstede gibt es Gebäude, die extra für kurze Aufenthalte ausländischer Studenten ausgewiesen sind. Von meinem siebenstöckigen Zuhause, wegen der roten Fenster und der Tatsache, dass wir alles teilen, von den Bewohnern „The Communist Building“ genannt, gibt es ein weiteres Exemplar. Die Studenten, die auf etwas Privatsphäre auf der Toilette Wert legen, können eine weniger als zwei Quadratmeter große, fensterlose Nasszelle ihr Eigen nennen und leben im grünen Turm. Die Miete liegt bei circa 400 Euro. Der grüne Turm ist ein Hochhaus mit 13 Stockwerken und 25 Vierzehner-WGs, hier leben fast ausschließlich Nicht-Niederländer. Die gelb-, blau-, violett-, orange- und rosafarbenen Türme sind den Einheimischen vorbehalten. Integration ade!

Die Situation auf meinem Flur ist ähnlich. Ein Niederländer lebt auf meinem Flur, der allerdings jeder Interaktion aus dem Wege geht. Alle anderen sind, genau wie ich, gerade erst eingezogen und sehr aufgeschlossen. Zehn unterschiedliche Nationen allein in unserer Wohnung: von Schweden über Bhutan bis Südkorea. Solange nicht gerade eines der Flugzeuge im Tiefflug, die Landebahn vom Flughafen Schiphol im Visier, über uns hinweg donnert und Konversationen abrupt unterbricht, lerne ich zwar die niederländische Sprache und Kultur nicht kennen, kann dafür aber viele andere interkulturelle Einblicke gewinnen.
Vier Wochen sind seit meinem Einzug vergangen. Ich habe aufgehört, die neuen Fett- und Tomatensoßen-Flecken an den Küchenfliesen zu zählen. Die Ergebnisse der gemeinsamen Putzaktion verblassen allmählich. Immerhin haben wir durchsetzen können, dass alle zwei Wochen eine Grundreinigung durch die Wohnungsgesellschaft durchgeführt wird. Gefährlich hohe Geschirrstapel okkupieren die ohnehin begrenzte Arbeitsfläche. Der Spanier Israel schreibt an unsere Pinnwand im Flur: „Kitchen rule: Please clean up after cooking. Thank you. Yours, Israel." Keine zwei Stunden später ist unter der Küchenregel ein anderer Text zu lesen: „Clean up – each according to his/her ability, according to his/her time…" – der Autor bleibt anonym.

Stadt der Selbstorganisierten

In vierzehn Tagen wird bei uns im zweiten Stock die „Fiesta Latina Uilenstede" stattfinden, eine der zahlreichen Hausparties. Bei *facebook* war das Event zuerst öffentlich. Innerhalb von zwei Stunden hatten sich bereits 90 Feierlustige angekündigt und weitere 130 waren eingeladen. Irene, Wohnungsälteste und Schweizerin, beruft eine Küchenkonferenz ein. Jetzt ist die Feier als privat markiert. Wie sich die Tequila-geschwängerte Nacht gestalten wird, bleibt spannend. Generell organisieren sich die ausländischen Studierenden vor allem über *facebook*-Gruppen. Fragen wie „Can anyone borrow me an iron?", "Does anyone sell a bike?" (das Fahrrad ist überlebenswichtig in Amsterdam!) oder „Does anyone have the book 'Global Political Economy'?" sind typisch. Vorschläge für Ausflüge werden gemacht und jeder ist eingeladen, mitzukommen. Doch manchmal sind wie in vergangenen Zeiten handgeschriebene Zettel im Treppenhaus und Fahrstuhl zu finden: „Tonight, party in second and third floor. No. 298 and 300. Feel free to join. Bring your own booze". Die Offenheit und Verbundenheit der internationalen Studenten sind bemerkenswert.
Ein zweites Naumburger Straße-Wohnheim ist Uilenstede nicht und eine Stadt der Trottel auch nicht; vielmehr ein Laboratorium, in dem international willkürlich zusammengewürfelte Gruppen widrigen Umständen begegnen und sie anpacken. □

Die Person dahinter

Integrationspolitik ist ein abstrakter Begriff. Wer sind die Gesichter hinter den Statistiken? Eine etwas andere Studie zum „weltoffenen Jena“.

von Caro, Frank & gouze

Aufnahmegesellschaft – ein inzwischen häufig bemühtes Wort, in dem sich gleichwohl nur begrenzt ein aktives Bemühen ausdrückt. Ihm gegenübergestellt findet man die Bezeichnung Migrant, die sich immer nur auf die Reise bezieht, die eine Person unternimmt, nicht aber auf ihre Ankunft. Ewig Reisende einerseits, eine statische Gesellschaft andererseits? Wir wollten wissen, inwiefern die Debatte um das Thema Integration der Wirklichkeit möglicherweise hinterherhinkt und haben uns gefragt: Fühlen sich Zugewanderte in Jena aufgenommen? Wie gehen sie mit den Tücken der deutschen Sprache um? Sind sie hier angekommen, fühlen sie sich zu Hause und welche Schwierigkeiten stehen ihrer Ankunft womöglich entgegen?
Integration ist nicht nur ein sozialer, sondern auch ein individueller Prozess, über den Statistiken wenig Aufschluss geben können. Die Suche nach ganz persönlichen Erfahrungsberichten – auch abseits des studentischen Kosmos´ – führte uns in die Sprachkurse des Instituts für interkulturelle Kommunikation, die Gemeinschaftsunterkunft für Asylbewerber in Wenigenjena und die Saaletalschule in Lobeda, wo der Verein Kindersprachbrücke die „Radiokids“ ausbildet. Fünf Neu-Jenaer und zwei junge Jenenserinnen erzählten uns von ihren Erfahrungen im Umgang mit mehreren Sprachen, der Rolle der deutschen Sprache im Umgang mit den Nachbarn, von Behördenbesuchen und der Odyssee auf dem Wohnungsmarkt. □

Weitere von uns gesammelte Statements findet ihr auf unique-online.de

Eltschin (26)
Ich dachte, Deutsche wären sehr direkt und sagen einem alles ins Gesicht. Als ich dann ankam, hatte ich aber eher indirekt das Gefühl, die Leute seien mir als Ausländer gegenüber skeptisch. Problematisch war das vor allem beim Finden einer Wohnung. Trotzdem finde ich Jena schön und die Bewohner und Behörden eher freundlich, sodass ich mich hier auch sicher fühle.

Asma (30)
Wenn ich meine Doktorarbeit abgeschlossen habe, möchte ich ein Praktikum in einer Jenaer Apotheke machen, um in Deutschland als Apothekerin arbeiten zu können. Mein erster Eindruck von Jena war, dass es eine wunderschöne kleine Stadt ist, die die ganze Welt enthält – nicht nur die Wissenschaft, sondern auch eine lebendige Kultur. Ich fühle mich hier wohl, habe deutsche und internationale Freunde gefunden und vor allem bei älteren Leuten das Gefühl, dass sie sagen: „Willkommen in Jena!“ Obwohl ich ein Kopftuch trage, würde ich behaupten: Die Menschen hier sehen die Person dahinter, nicht nur die Religion.

Magda (32)
Mein Freund ist ein Jahr früher als ich nach Jena gekommen. Daher kannte ich die Stadt schon als Besucherin, bevor ich dann 2007 hierher gezogen bin. Da ich EU-Bürgerin bin, gab es mit den Behörden wenig Schwierigkeiten und einen Job hatte ich schon von Polen aus gefunden. Jena ist ein freundliches kleines Städtchen mit netten, nur manchmal etwas distanzierten Leuten. Ich kann mir gut vorstellen, länger hier zu bleiben.

Nasir (34)
Von der Asyl-Erstaufnahmestelle in Eisenberg wollte ich nur schnell wieder weg. Von Eisenberg aus wird auf alle Gemeinden verteilt und so wohne ich nun im Asylheim in Jena. Ich habe die Anerkennung schon, bin aber noch auf Wohnungssuche. Seit ich einen Sprachkurs im IIK belege, ist der Umgang der Menschen mit mir wesentlich freundlicher geworden und ich würde gern in Jena bleiben, wenn ich als Arzt hier einen Job finden sollte.

Ellen (10)
Meine Muttersprache ist nicht Deutsch, sondern Armenisch. In der Schule rede ich ganz viel Deutsch, damit mich auch alle verstehen. Zu Hause wird auch Armenisch gesprochen, wenn ich mit meinen Verwandten über *Skype* rede und auch, damit ich das nicht völlig vergesse. Ich find´ Jena toll, aber irgendwann will ich vielleicht weg, denn wenn ich schon alles kenne, ist es kein Abenteuer mehr.

Victoria (8)
Fast alle meine Verwandten wohnen in der Ukraine. Da wurden auch meine Eltern geboren, aber ich lebe schon immer in Jena. Ich kann Ukrainisch, Russisch, Deutsch und ich lerne Englisch. Das muss ich mir alles merken! In meinem Kindergarten gab´s die „Sprachfüchse", die mir da ein bisschen geholfen haben, und jetzt bin ich bei den „Radiokids" der Kindersprachbrücke.

Vincent (32)
Me and my wife have been here for seven days now. I´m a refugee from Nigeria, internationally recognized by the United Nations and resettled from a refugee camp in Tunesia. I´m not an asylum seeker, thus my process here is quite different. However, from my own expectations, I didn´t think we would be brought to another "camp" in Jena, but something like an apartment provided by the government. They promised it won´t be like this for long, though, and the crew of the house helped me with all the organisational stuff, like finding an integration course and registering for an apartment. Apparently, getting a room in Jena is very difficult because of all the students. For us, our own apartment is the final destination – only we have to be patient.

Vincent wohnt derzeit vorübergehend in der Gemeinschaftsunterkunft in der Schulstraße.

Die Gemeinschaftsunterkunft in der Nähe des Schillerhof-Kinos

Zu Besuch in der Schulstraße

Im April eröffnete eine neue Unterkunft für Asylsuchende in Wenigenjena. Kennt man Bilder anderer Flüchtlingsunterkünfte, erwartet man von einem Besuch das Schlimmste. Das Jenaer „Übergangswohnheim“ erinnert jedoch nicht an eine Kaserne, sondern an das Schulgebäude, als das es einmal genutzt wurde. Dessen Strenge wurde man mit der Sanierung nicht gänzlich los. Zwar hell und freundlich, ist die Anlage sicher kein Paradies – und doch in mancher Hinsicht ein Fortschritt. Näheres zur städtischen Aslypolitik findet ihr auf Seite 18.

Der Aufenthaltsraum

Nachbarschaftsfest am 29. September

Wiedergutmachung auf Amerikanisch

Über das Schicksal der Japanoamerikaner im Zweiten Weltkrieg und wie die US-Regierung und Betroffene damit umgehen.

von Konrad Linke

Noriyuki Morita war zwei Jahre alt, als bei ihm Wirbelsäulentuberkulose diagnostiziert wurde. Da sein Vater sich nicht um den kranken Sohn kümmern konnte, gab er ihn an ein katholisches Sanatorium. Eingegipst von den Schultern bis zu den Knien verbrachte Noriyuki die nächsten acht Jahre im Bett. Erst nachdem ein Arzt ihn auf eigene Kosten mit einer neu entwickelten Therapie behandelte, verbesserte sich sein Zustand. Mit elf Jahren begann Noriyuki, das erste Mal in seinem Leben zu laufen.

Doch bevor er wieder in die Obhut seiner Familie gegeben wurde, bekam Noriyuki Besuch von einem FBI-Agenten. Zwei Jahre zuvor, im Dezember 1941, hatten die Japaner Pearl Harbor bombardiert. Ein halbes Jahr später siedelte die US-Regierung alle 112.000 Japanoamerikaner um, die an der Westküste lebten, und sperrten sie in zehn sogenannte „Relocation Camps“ im mittleren Westen ein. Davon betroffen war auch Noriyukis Familie, die seit dem Sommer 1942 im *Gila-River-Relocation-Camp*, Arizona, lebte. 1943 wurde auch Noriyuki dorthin gebracht. Zusammen mit seiner Familie verbrachte er den Rest des Krieges hinter Stacheldraht, bevor er 1945 in seine Heimat Kalifornien zurückkehren durfte.

Vierzig Jahre später erlangte Noriyuki Morita internationale Bekanntheit als „Mr. Miyagi“, der Sensei aus *Karate Kid*. Der fiktionale Charakter des Mr. Miyagi war ebenfalls in den „Relocation Camps“ gewesen. Zu den Leidensgenossen des *Karate Kid*-Darstellers gehörte auch George Takei, bekannt als „Mr. Sulu“ aus *Raumschiff Enterprise*.

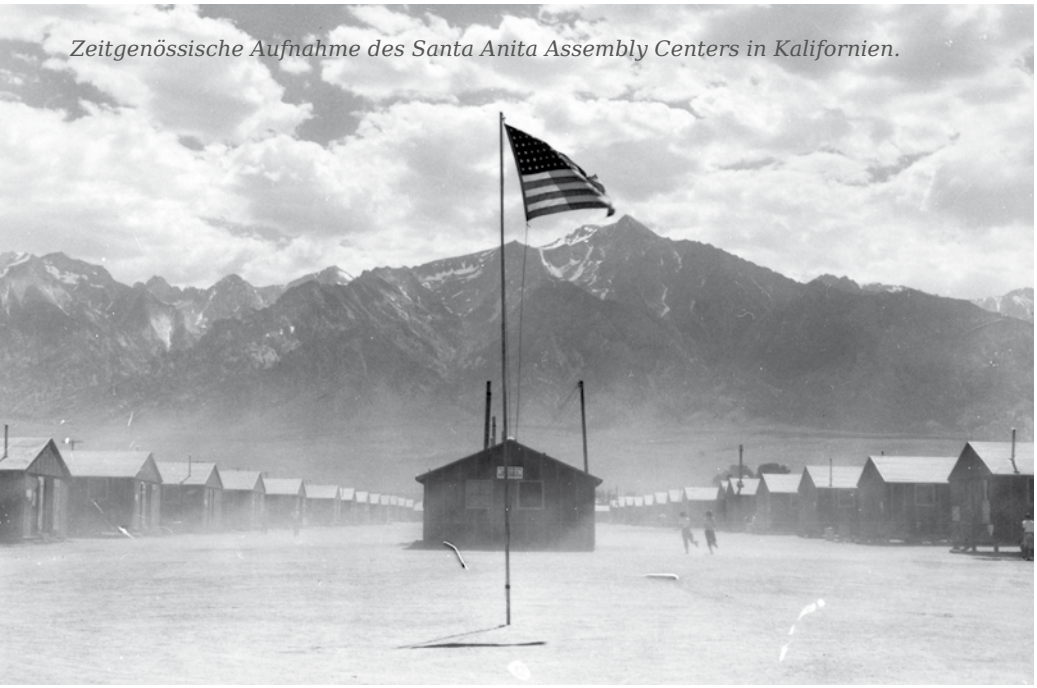
Die Figur des Mr. Miyagi ist nur einer von vielen popkulturellen Verweisen auf das Schicksal der Japanoamerikaner im Zweiten Weltkrieg. Während der letzten dreißig Jahre wurde das Thema in öffentlichen Debatten, Filmen, Ausstellungen und Büchern thematisiert. Ausgangspunkt der breiten Rezeption war eine Wiedergutmachungskampagne, an der die US-Regierung und Bürgerrechtler gleichermaßen beteiligt waren.

„Die japanische Rasse ist eine Feind-Rasse“

Zwei Monate nach dem Überfall auf Pearl Harbor unterzeichnete Präsident Franklin D. Roosevelt die *Executive Order 9066*. Diese Notverordnung bildete die rechtliche Grundlage für die Entrechtung von 112.000 Japanoamerikanern während des Zweiten Weltkriegs. Zwei Drittel von ihnen waren in den USA geboren. Ungeachtet ihrer Staatsangehörigkeit deportierte die US-Armee im

Sommer 1942 sämtliche an der Westküste lebenden Japanoamerikaner in zehn „Relocation Camps“, wo die meisten von ihnen bis zum Kriegsende eingesperrt blieben.

Obwohl die Lager *per definitionem* „Konzentrationslager“ waren, bemühte sich die Regierung um eine humane Behandlung der Insassen. Die Verpflegung war ausreichend, es gab Schulen für die Kinder, und niemand wurde zur Arbeit gezwungen. Doch die Lebensbedingungen waren spartanisch. Die Barackenunterkünfte boten nur unzureichend Schutz vor extremer Hitze und Kälte, die medizinische Versorgung war mangelhaft.



Zeitgenössische Aufnahme des Santa Anita Assembly Centers in Kalifornien.

Der Hauptgrund, warum das Schicksal der Japanoamerikaner nach dem Krieg so viel Beachtung gefunden hat, ist der extralegale Prozess, mit dem die ethnische Minderheit entrechtet wurde. Denn juristisch betrachtet wurden die unter *Executive Order 9066* deportierten Japanoamerikaner nicht „interniert“. Dies passierte lediglich mit rund 2.000 Japanern, die das FBI als Gefahr für die nationale Sicherheit einstufte. Die übrigen 112.000 Personen japanischer Abstammung erachtete das Justizministerium als loyale Mitbürger.

Doch breite Teile der Bevölkerung an der Westküste empfanden die Verhaftung von 2.000 Japanern als unzureichend. Sie forderten die Deportation aller Japanoamerikaner, also auch der Kinder und Enkel der Einwanderer. Unter dem Druck der Öffentlichkeit erließ Roosevelt schließlich *Executive Order 9066*, die das Militär autorisierte, sowohl Ausländer als auch US-Bürger ohne rechtliches Verfahren einzusperren. Während also die 2.000 internierten Japaner aufgrund individueller Verdachtsmomente eingesperrt worden waren, verurteilte man die unter *Executive Order 9066* deportieren Japanoamerikanern kollektiv, aufgrund ihrer Abstammung. In den Worten des Kommandanten der Westküste, General John L. DeWitt: „The Japanese race is an enemy race and while many second and third generation Japanese born on United States soil, possessed of United States citizenship, have become ‘Americanized’, the racial strains are undiluted.“

Präsident Truman: „disgraceful actions“

Als Präsident Harry Truman im Dezember 1945 von der Diskriminierung heimkehrender Soldaten japanischer Abstammung hörte, war er empört. Bereits als Vizepräsident hatte er sich gegen die Umsiedelungen ausgesprochen. Nun drängte er den Kongress, die Betroffenen für materielle Verluste zu entschädigen, die durch ihre Deportation entstanden waren.

Der *Evacuation Claims Act* von 1948 erlaubte es ehemaligen Insassen – US-Bürgern und Ausländern –, Besitzverluste einzuklagen. Von den 131 Millionen Dollar Schadensersatz, die beantragt wurden, zahlte die Regierung weniger als ein Drittel. Oft überstiegen die Anwaltskosten die zurückerstattete Summe. Hinzu kam, dass Einkommensverluste unberücksichtigt blieben. Eine spätere Überprüfung durch den Kongress ergab, dass die Verluste wesentlich höher waren: bis zu 164 Millionen Dollar an Einkommen und bis zu 206 Millionen Dollar an Eigentum.

Bürgerrechtler und Historiker bereiten den Weg

Der *Evacuation Claims Act* war juristisch kein Eingeständnis der Regierung, dass den Japanoamerikanern Unrecht geschehen war, und die Erinnerungen an das Schicksal der Japanoamerikaner verblassten, bis das Thema Mitte der 60er-Jahre im Fahrwasser der Bürgerrechts- und *Black Power*-Bewegung erneut in öffentlichen Debatten auftauchte.

Der Geist der Bürgerrechtsbewegung veranlasste in den 1970er Jahren die größte Organisation japanischstämmiger US-Bürger – die *Japanese American Citizen League* (*JACL*) –, Resolutionen zu verabschieden, in denen sie sich für eine Wiedergutmachung aussprach. Zu den Unterstützern gehörte auch George Takei, der seit den 1960er-Jahren in der Bürgerrechtsbewegung aktiv war.

Die *JACL* warb für die Einsetzung einer Regierungskommission. Sie sollte prüfen, inwiefern die Behandlung der Japanoamerikaner gerechtfertigt war. Rückenwind erhielten die Bürgerrechtsaktivisten von Präsident Gerald Ford, der 1976 *Executive Order 9066* widerrufen und erklärt hatte: „We know now what we should have known then; not only was the evacuation wrong, but Japanese Americans were and are loyal

Americans.“ Aufgrund intensiver Lobbyarbeit japanoamerikanischer Abgeordneter gründete der Kongress 1980 die *Commission on Wartime Relocation and Internment of Civilians*.
Nach umfassenden historischen Recherchen und landesweiten öffentlichen Anhörungen, bei denen ehemalige Insassen das erste Mal über ihre Erfahrungen in den Lagern sprachen, legte die Kommission 1983 ihren Abschlussbericht vor. Die Ursachen der Deportation, so das einstimmige Urteil, waren rassistische Vorurteile, Kriegshysterie und das Versagen der politischen Führung. Als Wiedergutmachung empfahl die Kommission eine offizielle Entschuldigung der Regierung sowie eine einmalige Entschädigungszahlung von 20.000 Dollar an jeden Überlebenden. Die Empfehlungen der Kommission wurden im *Civil Rights Restoration Act* umgesetzt, den Ronald Reagan 1988 unterzeichnete. Zwei Jahre später begann die Regierung mit der Zahlung der Entschädigungen an die rund 80.000 überlebenden Insassen.

Die Demokratisierung der Erinnerung

Seitdem hat das Interesse an dem Thema, sowohl in der Wissenschaft als auch in der Publizistik und Kultur, eher zu- als abgenommen. Nicht zuletzt verabschiedete der Kongress 2006 ein Gesetz, das 38 Millionen Dollar für die Gestaltung der Lager als Erinnerungsorte vorsieht.
Amerikaner lieben Tragödien, die ein Happy End haben. Das Schicksal der Japanoamerikaner passt zu dem Narrativ, das die Geschichte der USA als eine Entwicklung hin zu einer „more perfect Union“ interpretiert. Ob die Abschaffung der Sklaverei, die Einführung des Frauenwahlrechts oder die Wiedergutmachung gegenüber den Japanoamerikanern – alles deutet darauf hin, dass die USA über kurz oder lang das Richtige getan haben.
Indes hat der 11. September 2001 gezeigt, dass in Krisenzeiten weiterhin die Tendenz besteht, Bürgerrechte gegen nationale Sicherheit auszuspielen und dabei das Kriterium der Ethnizität für repressive Maßnahmen zu instrumentalisieren. Für die konservative *Fox-News*-Kommentatorin Michelle Malkin beispielweise waren die Terroranschläge ein willkommener Anlass, die xenophobe Stimmung anzuheizen und historischen Revisionismus zu betreiben. In ihrem Buch *In Defense of Internment* (2004) lobte Malkin das „racial profiling“ auf Flughäfen und bezeichnete die Entrechtung der Japanoamerikaner als angemessene sicherheitspolitische Maßnahme. Ihr Buch wurde zu einem nationalen Bestseller. Wenngleich sich die Bush-Regierung von Malkins Revisionismus distanzierte, scheint für die ehemaligen Insassen der „Relocation Camps“ nur eines gewiss: dass man sich seiner Rechte nie sicher sein kann. Der Preis der Freiheit, um ein in den USA gern zitiertes Motto anzubringen, ist und bleibt ewige Wachsamkeit. □

Konrad Linke

(33) hat Neuere Geschichte, Britische Literatur und Medienwissenschaften in Jena, Berkeley und Aberdeen studiert. 2012 promovierte er bei Prof. Jörg Nagler mit einer alltagsgeschichtlichen Untersuchung zu zwei „Relocation Camps“ für Japanoamerikaner. Seit Oktober 2012 forscht er am Deutschen Historischen Institut Washington, D.C., zur Geschichte des Unternehmens John A. Roebling’s Sons Company.

Mail: konrad.linke@uni-jena.de

Tipps für Interessierte

Historische Studien:
Die beste Einführung ist von Roger Daniels: *Prisoners without Trial. Japanese Americans in Word War II*, New York 2004.
Ausführlicher ist Greg Robinson: *A Tragedy of Democracy*, New York 2009.

Belletristik:
Jeanne Wakatsuki Houston: *Farewell to Manzanar*, 1973, auch als Film (1976).
David Guterson: Snow Falling On Cedars, 1994, auch als Film (1999).

Dokumentationen:
Unfinished Business. The Japanese-American Internment Cases (1984)
Days of Waiting (1990), ausgezeichnet mit einem Oscar.
The War (*PBS*, Folgen 1 & 3 (engl.) bzw. 2 & 6 (dt.), 2007)

Spielfilme:
Come See the Paradise (Alan Parker, 2006)
American Pastime (Desmond Nakano, 2007)

Mit der Welt in Jena umgehen

Genauso wenig wie Europa oder Deutschland ist Jena eine abgeschlossene Insel – zum Glück. Spätestens seit das Integrationskonzept verabschiedet wurde, gehört Vielfalt zum Selbstverständnis der Stadt. Wie aber wird dieses Bild umgesetzt? Eine Bestandsaufnahme.

von Caro, Frank, Martin & Das Tier

Frankfurt, München, Berlin: Freilich kann Jena sich nicht mit diesen Städten messen – schon gar nicht, wenn es um die Internationalität der Bevölkerung geht. In den letzten 15 Jahren hat sich der Anteil ausländischer Mitbürger in Jena allerdings fast verdoppelt. 2011 lag er mit rund 4,5 Prozent zwar noch klar unter dem der meisten westdeutschen Städte, aber immerhin deutlich über dem Thüringer Durchschnitt. „Derzeit leben gut 4.600 Ausländer in Jena“, berichtet Dörthe Thiele, Beauftragte für Migration und Integration der Stadt. „Zählt man die Menschen mit Migrationshintergrund hinzu, kommt man auf etwa 8.600 Personen.“

Trotz dieser vergleichsweise geringen Zahlen ist es seit langem Konsens im Jenaer Stadtrat, dass die Stelle einer Integrationsbeauftragten unverzichtbar ist – zumal Thiele sich auch als Ansprechpartnerin für die einheimische Bevölkerung versteht: „die Wünsche, Ängste und Sorgen auf beiden Seiten“ wolle sie kennen. Auch das Integrationskonzept der Stadt aus dem Jahr 2008 schreibt ihr eine strategische Verantwortung zu. Es enthält Zielvorgaben für die Jenaer Migrationspolitik; viele davon sollten bis 2012 umgesetzt werden. „In einigen Bereichen sind wir mit der Zielerreichung sehr zufrieden. In anderen besteht aber noch Handlungsbedarf“, räumt Thiele ein. Mit dem Thema Integration seien in Jena mittlerweile neben Vereinen und Initiativen auch eine Vielzahl städtischer Behörden befasst: „Wir wollten weg von der Idee: ‚Alles was mit Ausländern zu tun hat, gehört zur Integrationsbeauftragten‘“, erklärt Thiele. „Die Zuständigkeit – und auch das nötige Geld – soll dort verankert werden, wo es hingehört. Die einzelnen Bereiche wissen am besten, was gebraucht wird.“ Auch wenn sich das Budget, über das Thiele zur Unterstützung von Integrationsmaßnahmen und Migrantenvereinen verfügt, seit 2008 fast verdoppelt hat, liegen weitere Gelder in anderen Budget-Töpfen, etwa im Sozialdezernat, wo u.a. die Sprachförderung für Migranten angesiedelt ist.

Kompetenzen und Illusionen

„Sprache ist der Schlüssel zur Integration“, meint Thiele. Darum liegt in Jena besonderes Gewicht auf der Sprachförderung. Um eine weitgehend ungehinderte Integration zu ermöglichen, sollte diese so früh wie möglich einsetzen. In Thüringen stellt die Kindersprachbrücke Jena e.V. das einzige umfassende Projekt zur unterrichtsbegleitenden Sprachförderung von Kindern mit nicht-deutscher Muttersprache dar, das von städtischer Seite gefördert wird. „Für neu zugewanderte Kinder übernimmt das Land Thüringen eigentlich keine Verantwortung. Die vorgesehenen Förderungen sind völlig unzureichend oder finden gar nicht statt. Und damit ist Thüringen auch Schlusslicht im Bundesvergleich“, erklärt Wolfgang Volkmer, Leiter der Kindersprachbrücke. 2002 aufgrund des Hilferufs einer Schule gegründet, fördert der Verein den spielerisch-kreativen Umgang von Kindern mit und ohne „Migrationshintergrund“ mit der deutschen Sprache. Dabei sind die Projekte der Kindersprachbrücke Zusatzangebote, die in Zusammenarbeit mit den Schulen durchgeführt werden. Innerhalb des regulären Unterrichts ist hierfür bisher kein Platz: „Man kann das nicht im Unterricht nebenbei machen. Das ist eine völlige Illusion“, so Volkmer. Die meisten Lehrer sind für die spezielle Sprachförderung von Kindern Zugewanderter nicht ausgebildet; entsprechende Weiterbildungen sind nicht verbindlich. Dagegen sind die ehrenamtlichen Mitarbeiter der Kindersprachbrücke, als Studenten und Absolventen des Studienganges Deutsch als Zweitsprache (DaZ), zwar für die Anforderungen der Sprachförderung von Kindern speziell qualifiziert, zur Ausübung des Lehrerberufs jedoch nicht berechtigt. Volkmer sieht nicht zuletzt die Universitäten in der Verantwortung, den veränderten Bedürfnissen der Schulen Rechnung zu tragen, indem sie die pädagogische Ausrichtung von DaZ und deren Anerkennung bei den Kultusministerien vorantreiben.

Jugendliche und Erwachsene könne sich beim Erlernen der deutschen Sprache vom Institut für Interkulturelle Kommunikation (IIK) oder der *AWO* unterstützen lassen. Beide bieten Kurse an, die mit Zertifikaten für Kompetenzstufen abschließen. Diese werden von staatlicher Seite bis zum Niveau B1 gefördert, dem für die Einbürgerung erforderlichen Sprachniveau.

Selbst mit ausreichenden Deutschkenntnissen ist es jedoch nicht immer leicht für Migranten und Ausländer in Jena, Arbeit zu finden. Sogar qualifizierte Fachkräfte sehen sich mit Problemen konfrontiert, da ausländische Abschlüsse nicht zwingend in vollem Umfang anerkannt werden. So kommt es zu Abstufungen – und aus einem Master wird ein Bachelor. Zur Anerkennung ausländischer Bildungsabschlüsse berät kostenfrei die „Clearingstelle Anerkennung Ost“. Zuständig für

Ostthüringen, hat sie ihren Sitz in Jena beim Bildungswerk der Thüringer Wirtschaft e. V. (BWTW).
Seit 2011 koordiniert das BWTW außerdem ein deutschlandweit einmaliges Projekt: die Jenaer Job-Mentoren. Sie unterstützen ehrenamtlich ausländische Mentees bei der Suche nach einem Job, einem Praktikum oder einer passenden Weiterbildung. „Wir loten mit unserem Mentee den Bedarf aus und vermitteln Kontakte zu Behörden und Bildungsträgern“, erklärt Lisa Kaufmann. Die 23-jährige Erziehungswissenschafts-Studentin ist eine der momentan 16 Job-Mentoren, die ihre Schützlinge auch beim Bewerbungsprozess unterstützen. Im Dschungel von Gesetzen und Vorschriften ist es kein Wunder, dass manche der Zugewanderten bei den ersten Schwierigkeiten auf Ämtern den Mut verlieren. Wie Lisa berichtet, komme es vor, dass manche Mentees Sofortlösungen von den Job-Mentoren erwarten: „Wir unterstützen sie bei ihrem Weg, aber der Wille, sich helfen zu lassen, muss vom Mentee selbst kommen.“ Dennoch sei das Angebot enorm wertvoll: „Jeder, der einmal ein anderes Land bereist hat, weiß, wie viel leichter es ist, sich in der Fremde wohlzufühlen, wenn es Menschen gibt, die einen willkommen heißen“.
Job-Mentoren wie Lisa können helfen, nicht aber die Aufgaben von *jenarbeit* übernehmen. Denn die Zahlen zur Arbeitslosigkeit in Jena verdeutlichen großen Handlungsbedarf: Lag der Anteil an Ausländern unter den Arbeitslosen im Jahr 2000 bei knapp 2,3 Prozent, ist er bis zum ersten Quartal dieses Jahres auf mehr als das Doppelte angewachsen.

„Wir können nicht vorschreiben, Angebote zu schaffen“

Da viele Migranten, die in Jena neu ankommen, sich gleichzeitig auch auf der Arbeitssuche befinden, gestaltet sich die Suche nach bezahlbarem Wohnraum problematisch. Dass es in Jena nicht einfach ist, eine Wohnung zu finden, ist an sich keine Neuigkeit, jedoch müssen Migranten beim Zugang zum Wohnungsmarkt zusätzliche Barrieren überwinden, wie etwa Verständigungsprobleme. Hinzu kommt der Konkurrenzkampf auf dem Jenaer Wohnungsmarkt, in dem die Migranten bisher nur wenige Unterstützungsangebote erfahren. Zwar bietet die größte Wohnungsgesellschaft der Stadt, *jenawohnen*, eine auf die Bedürfnisse der Migranten ausgerichtete Beratung an. Doch die Stadtverwaltung hat hier wenig Handlungsspielraum: „Wir können privaten Unternehmen nicht einfach vorschreiben, Angebote für Migranten zu schaffen“, gibt die Integrationsbeauftragte zu bedenken.
Ist eine bezahlbare Wohnung gefunden, sehen sich Zugewanderte mit weiteren Problemen konfrontiert. Gerade im persönlichen Wohnumfeld sind sie häufig Vorurteilen und Diskriminierung ausgesetzt. Problematisch seien vor allem Stereotype und eine Atmosphäre der latenten Feindseligkeit, die sich besonders durch Ausgrenzung bemerkbar machen, weiß Janine Patz von Kokont Jena e.V. zu berichten. Als weitere Herausforderung sieht sie, dass sich die Betroffenen häufig nicht trauen, ihre Probleme zu artikulieren und die zahlreichen Hilfsangebote in Jena wahrzunehmen.

Jena Ost oder Lobeda?

Meist wird die Vorauswahl an Wohnungen durch Angebote und Preise vorstrukturiert. So wohnen über 20 Prozent aller Migranten in Lobeda-West, gefolgt von weiteren Ballungen in Jena Nord, Winzerla und dem Stadtzentrum. Seit dem Jahr 2000 hat sich diese Verteilung auf die Stadtteile nur geringfügig verändert. Soziale Stellung und Einkommensverhältnisse bestimmen zwar stärker als der „Migrationshintergrund“, ob sich die Wohnungssuchenden eher in Jena Ost oder in Lobeda wiederfinden. Jedoch wird im Rahmen der Stadtentwicklung versucht, Angebote in unterschiedlichen Preissegmenten zu schaffen und einer sozialen Entmischung entgegenzuwirken.
Nicht nur mit Blick auf die Wohnsituation betont Jena in seinem Integrationskonzept geteilte Vielfalt statt getrennter Lebenswelten: „Die Stadt Jena versteht sich als tolerante, offene und internationale Stadt […]. Das Bild von Jena in der Welt hängt sehr davon ab, wie wir mit
>> weiter auf Seite 19

Die Grenzen der Stadt

Obwohl die Jenaer Verwaltung am umstrittenen Prinzip der Gemeinschaftsunterkunft für Asylsuchende festhält, ist sie nicht auf einer Linie mit der Flüchtlingspolitik des Bundes.

von Caro

Die Jenaer Wohnungsnot hätte das Potenzial, die Debatte um die Unterbringung Asylsuchender abzukürzen – zugunsten sogenannter Gemeinschaftsunterkünfte einerseits, der dezentralen Unterbringung außerhalb der Stadt andererseits. Leicht könnte sie der Stadtverwaltung zur Legitimation einer isolierenden Lagerpraxis dienen, wie sie inzwischen bundesweit angefochten wird. Doch anders als eine Vielzahl von Asylbewerberunterkünften ist die Jenaer Wohnanlage zentrumsnah angesiedelt, in der Schulstraße in Wenigenjena. „Es ist eben nicht sinnvoll, Leute am Stadtrand oder noch weiter draußen unterzubringen“, bemerkt Barbara Wolf, Leiterin der Jenaer Sozialbehörde und damit zuständig für die Gemeinschaftsunterkunft in der Schulstraße. „Trotzdem wird es noch in vielen Gemeinden gemacht. Dann werden etwa die Industriegebiete nach möglichen Grundstücken abgesucht. Wir haben versucht, auch durch die Wahl des Wohnortes eine Integration voranzutreiben.“

Im April eröffnete die Unterkunft nahe dem *Schillerhof*-Kino als Wohnanlage für Asylsuchende neu. Früher hatte es um die Thüringer Asyl-Erstaufnahmestelle auf dem Forst, die in wesentlich schlechterem Zustand war, immer wieder Auseinandersetzungen mit den Anwohnern und feindliche Reaktionen gegenüber den dort lebenden Asylbewerbern gegeben; 2004 wurde sie geschlossen. Das sanierte Gebäude in der Schulstraße beheimatet derzeit über 60 Flüchtlinge, die meisten von ihnen aus Syrien, Afghanistan und Irak. Hinzu kommen sechs bereits anerkannte Flüchtlinge des Resettlement-Programms, dem sich die Stadt Jena im Zuge der *save me*-Kampagne angeschlossen hat.

Lediglich sechs Quadratmeter Wohnraum sieht die Thüringer Flüchtlingsverordnung für Asylsuchende vor. In Jena stehen den jetzigen Bewohnern einige Quadratmeter mehr zur Verfügung. Die große Gemeinschaftsküche hat separate Kochstellen für jede Wohneinheit; die Duschkabinen der gemeinschaftlich genutzten Sanitäranlagen sind getrennt und abschließbar. Es gibt ein Spielzimmer für die Kinder, einen Gemeinschaftsraum mit Billardtisch und TV sowie einen Garten mit Terrasse. Die Kinder der Unterkunft besuchen eine Kita – was in Thüringen leider nicht selbstverständlich ist; kürzlich wurden acht von ihnen eingeschult und in einem Programm der Kindersprachbrücke auf diesen neuen Lebensabschnitt vorbereitet. Im Haus finden Sprach- und Integrationskurse der *AWO* und von *Amnesty International* statt. Der Asyl e.V. bietet eine Nachmittags- und Hausaufgabenbetreuung für die Kinder an. Die Erwachsenensprachbildung wird vom Institut für Interkulturelle Kommunikation durch regelmäßige Kurse unterstützt. Frau Sabine Djimakong, Asylverfahrensberaterin der Diakonie, hält die Sprachbildung für Asylsuchende in Jena insgesamt für vorbildlich.

Als permanenter Ansprechpartner und Leiter der Wohnanlage ist Herr Samvel Babayan tätig, selbst anerkannter Flüchtling aus Armenien und seit 20 Jahren in Jena. Eine ähnlich intensive und kultursensible Betreuung sei laut Frau Wolf außerhalb einer Gemeinschaftsunterkunft nicht zu verwirklichen. Außerdem sei die Gemeinschaft, die durch die geteilte Nutzung bedingt wird, wichtig. Langfristig müsse es jedoch das Ziel sein, Familien in Wohnungen zu vermitteln. Mit Ausnahme von *jenawohnen* öffneten sich die Wohnungsgesellschaften hierfür aber nicht ausreichend: „Die haben auch so genug Nachfrage.“ Verschärfen wird sich diese Problematik im kommenden Jahr, da Jena etwa 70 weitere Flüchtlinge aufnehmen wird.

Die Bewohner der Schulstraße verfügen über eigene Briefkästen mit Namensschildern und eigene Schlüssel. Dass diese Umstände als vergleichsweise „human“ herausstechen, ist jedoch vor allem ein trauriges Zeugnis der Flüchtlingspolitik auf Bundesebene. Diese schränkt auch die Möglichkeiten einer kommunalen Verwaltung zur Verbesserung der Lage von Flüchtlingen ein. Manches ist in Jena gelungen: So wurden Sparkassen-Konten für Asylsuchende eingerichtet, entgegen der bundesweit gängigen Praxis der Gutscheinausgabe. Anfänglich hätte es diesbezüglich einige „böse Briefe“ von der Landesverwaltung gegeben, berichtet Frau Wolf. „In anderen Städten kämpfen die Bewohner noch dafür, dass sie in die Städte ziehen können und Geld zur eigenen Verfügung bekommen“, bestätigt auch Herr Babayan. Frau Wolf beklagt jedoch, dass Flüchtlinge in Deutschland noch immer nicht arbeiten dürfen.

In Jena werden Möglichkeiten ausgelotet und genutzt, die Lebensumstände von Flüchtlingen im Hinblick auf eine möglichst umfassende Integration zu verbessern. Dass der Stempel „Flüchtling“ trotzdem nicht zur Unsichtbarkeit verblasst, ist nicht pauschal der gemeinschaftlichen Unterbringung zuzuschreiben. Diese kann das Ankommen während der ersten Monate auch sinnvoll begleiten, sofern sie in ein eigenes Wohnverhältnis überleitet. Primär ist die Aussonderung einer bundesdeutschen Strategie geschuldet, die Flüchtlinge nach wie vor als Gruppe stigmatisiert – durch isolierende Strukturen wie Gutscheinpraxis und Arbeitsverbot. Stadtpolitische Konzepte oder ein Nachbarschaftsfest, wie es kürzlich im Rahmen der „Interkulturellen Woche“ in der Schulstraße stattfand, können diese Systematik allein nicht aufbrechen. □

der Welt in Jena umgehen.“ Verwirklicht wird dieses Ziel bisher vor allem von Trägervereinen wie der Kindersprachbrücke, die sich, so deren Leiter Volkmer, „nicht nur als Bildungsdienstleiter der Stadt Jena versteht, sondern den Anspruch hat, sie interkulturell weiterzuentwickeln und zu öffnen“. Darum wirkte der Verein auch bei der Entwicklung des Integrationskonzeptes mit.

Behörden mit Augenmaß

Begleitet und unterstützt werden solche Vereine von der Integrationsbeauftragten. Sie wünscht sich, dass von der Aufnahmegesellschaft stärker auf Migrantenvereine zugegangen wird: „Wir müssen weg von bloß Anlass-bezogenen Begegnungen verschiedener Kulturen.“ Dazu dürfe man nicht bei der Pflege der jeweils eigenen Kultur stehenbleiben, sondern müsse die Attraktivität der Migrantenvereine für Einheimische und umgekehrt erhöhen. Hier sieht Thiele noch dringenden Verbesserungsbedarf.

Auch die Erfahrungen mit städtischen Behörden gestalten sich nicht immer so, wie von den Migranten erhofft: „Manche kommen und möchten von mir etwas anderes hören als von vorherigen Stellen“, erklärt die Integrationsbeauftragte. „So groß ist aber der Ermessensspielraum manchmal nicht – auch bei mir nicht.“ Wichtig sei ihr jedoch vor allem, dass die Behörden die ausländischen Klienten mit Augenmaß behandeln: „Natürlich sollte Gleichbehandlung gelten – aber eben nur dann, wenn auch gleiche Ausgangsbedingungen, gleiche Chancen vorliegen.“

Zur Sensibilisierung der Mitarbeiter in der Stadtverwaltung werden seit 2011 interkulturelle Trainings angeboten, die jedoch nicht verpflichtend sind. Anfang dieses Jahres wurden zudem die Fremdsprachenkenntnisse der Mitarbeiter erhoben. Dabei offenbarten sich ungeahnt viele und vielfältige Fremdsprachenkenntnisse, die in Zukunft für die Arbeit der Verwaltung nutzbar gemacht werden sollen.

Denn auch wenn die Mitarbeit von Personen mit „Migrationshintergrund“ in der Verwaltung und dem Stadtrat angestrebt wird, sind sie bisher vor allem da vertreten, wo die spezifischen Belange von Einwanderern behandelt werden. Dabei wäre es auch Thieles Idealvorstellung, dass Migranten eben nicht nur als solche, sondern auch als Jenaer Bürger sprechen.

Als Vertretung der Jenaer Migranten wurde der „Beirat für Migration und Integration“ (kurz: Integrationsbeirat) geschaffen, der in verschiedenen Gremien und Netzwerken aktiv ist. Mehrmals im Jahr finden Treffen der ehrenamtlichen Beiratsmitglieder mit Oberbürgermeister Schröter statt; im Stadtrat hat der Integrationsbeirat aber lediglich ein Rede- und kein Stimmrecht. Ein größeres Problem ist allerdings die geringe Bekanntheit und die demokratische Legitimation des Beirats: So gaben in einer Befragung des ORBIT-Instituts, die 2011 im Auftrag der Stadt durchgeführt wurde, nur 17 Prozent der Teilnehmer an, den Beirat zu kennen. Das schlägt sich auch in der geringen Wahlbeteiligung nieder. Die dürfte jedoch auch dem Umstand geschuldet sein, dass man sich erst als Wähler registrieren muss und es nicht in allen Ortsteilen Wahlbüros gibt.

Mithilfe der ORBIT-Studie wurde auch versucht, die Wirksamkeit der bisherigen Integrationsbemühungen zu überprüfen: 87 Prozent der Befragten gaben an, sich in Jena wohl zu fühlen. Für über die Hälfte ist Jena sogar eine neue Heimat geworden, während nur 3,4 Prozent angaben, sich in Jena nicht wohl zu fühlen. Die Studie erreichte allerdings nur „artikulationsstarke“ Teilnehmer, weshalb das Ergebnis kaum für alle Migranten in Jena gelten kann.

Neue Protagonisten

Trotz aller Wertschätzung für die bisherigen Integrationsbemühungen: Auch das Miteinander muss sich weiterentwickeln. „Was sich vor allem ändern muss, ist der Umgang der Bevölkerung mit ‚Fremden‘“, urteilt etwa Diakonie-Asylverfahrensberaterin Sabine Djimakong. „Ein Mensch kommt an, wenn er willkommen ist. Und das ist nicht nur eine Frage der Unterbringung, sondern hängt vor allem davon ab, ob er von der Gemeinschaft auch aufgenommen wird.“ Mit der breiten Aufstellung tätiger Vereine und der intensiven Sprachförderung habe Jena jedoch einen „guten Boden“ für Begegnungen und die Entwicklung persönlicher Bindungen.

Das Angebot unterstützender Projekte und Ansprechpartner in Jena wird zunehmend unübersichtlicher – ein Umstand, der positiv von einem gesteigerten Interesse in der Stadt zeugt. Doch das allein garantiert noch keine gelungene Eingliederung von Zugewanderten, ihre eigentliche Ankunft in der Stadt. Im Bereich Bildung wurden die meisten der im Integrationskonzept formulierten Handlungsziele bereits umgesetzt. Andererseits zeichnen sich im Bereich Wohnen – in Anbetracht der Wohnraumsituation – kaum Verbesserungen ab. Dies ist nur ein Bereich, in dem sich zeigt, wie begrenzt die Einflussmöglichkeiten einer kommunalen Verwaltung auf manche Akteure oder Regelungen ist.

Eine neue Strategie, um zur Förderung von Integration verschiedene Protagonisten zusammenzubringen, stellt das Jenaer Integrationsbündnis dar, das im April 2012 gegründet wurde. Es ist ein Zusammenschluss verschiedener Institutionen, Unternehmen und Vereine auf freiwilliger Basis, unter dem gemeinsamen Wert der Anerkennung und Gestaltung der vielzitierten Jenaer Vielfalt. In vier Arbeitskreisen verständigen sich unter anderem die Stadtverwaltung, die Bürgerstiftung und die *AWO* mit der *SCHOTT Jena GmbH* und dem Max-Planck-Institut, um „eine Verbesserung des Miteinanders von Einheimischen und Zugewanderten“ zu befördern. So ist das Bündnis ein weiterer Schritt hin zu einem Verständnis von Integration, das diese als Prozess versteht, der Bemühungen auf beiden Seiten voraussetzt. Ein Ergebnis daraus könnte es sein, scheinbar unzugängliche Strukturen, wie die Situation am Arbeits- oder Wohnungsmarkt, aufzubrechen. Immerhin liegt auf Seiten der Verwaltung sowie der Vereinsarbeit kein Angebots-Defizit vor.

Eine Rednerin brachte es im Rahmen der diesjährigen Interkulturellen Woche gegenüber den anwesenden Migranten auf die einfache Formel: „Sie sind in Jena willkommen – wir arbeiten nur noch daran, dass Sie es auch merken.“ □

Falsche Erwartungen und fehlende Bekenntnisse

„Herzlich Willkommen“ steht gleich in mehreren Sprachen auf einem großen Banner auf dem Jenaer Campus, das die neuen Studenten aus dem Ausland begrüßt. Die Wohnplatzvergabepolitik des Studentenwerks spricht zuweilen eine andere Sprache und stellt die „internationale Uni“ auf eine harte Probe.

von julibee, gouze & Caro

Vor mehr als zwei Jahren berichtete die *unique* zum ersten Mal über die katastrophale Situation im Wohnheim Naumburger Straße (Ausgabe 52). Hier lebten überwiegend Studenten aus dem nicht-europäischen Ausland, die sich aufgrund der extrem niedrigen Mietpreise nur diese Unterkunft leisten konnten. Bei einem zweiten Besuch im Sommer 2011 zeigte sich nur eine Veränderung: Inzwischen war ein Internetzugang eingerichtet worden.

Nach diesen Eindrücken stellte sich die Frage, ob die Naumburger Straße ein trauriger Einzelfall oder ein Symptom einer in Thüringen systematisch praktizierten Wohnheim-Politik des Thüringer Studentenwerks sei. Mittlerweile sollte das Wohnheim in der Naumburger Straße eigentlich unbewohnt sein, da die Immobilie dem Land Thüringen gehört und der Pachtvertrag mit dem Studentenwerk Ende 2012 ausläuft. Anfang dieses Jahres bekamen die Bewohner eine Auszugsaufforderung. „Bis Ende September müssen wir alle raus“, sagt Hans* (23), der schon seit drei Jahren hier wohnt. „Dieses Wohnheim ist das billigste, und daher das einzige, das ich mir leisten kann.“

Der Abteilungsleiter für studentisches Wohnen des Studentenwerks, Siegfried Kinzel, wartet seit vielen Jahren auf die Schließung der Naumburger Straße: „Schon vor Beginn meiner Tätigkeit vor 14 Jahren war davon die Rede, diese Wohnanlage zu schließen.“ Daher wurde nur das Allernötigste getan, um das Gebäude sicherer zu machen. Die Bewohner bekamen laut Angabe des Studentenwerks Vorzug bei der Vergabe eines neuen Wohnplatzes. Das Haus ist schon seit Jahren nicht mehr online über die Seite des Studentenwerks buchbar – kein Wunder, denn der Zustand ist desolat: Die Fenster sind unsaniert und damit undicht, der Linoleumboden ist teilweise löchrig und wellt sich. Es kommt schon mal vor, dass eine oder mehrere Küchen vom Hausmeister zugesperrt werden. Kinzel meint: „Durch die anonyme Nutzung der Küchen können Massivverschmutzer oft nicht zur Verantwortung gezogen werden. Wenn also niemand freiwillig putzt, gilt das Absperren als Erziehungsmaßnahme für alle.“ In den vergangenen Jahren mussten stark verdreckte Herde mehrmals komplett ausgetauscht werden.

International Wohnen jenseits der Saale: Weimar und Erfurt

Knapp 55 Prozent aller internationalen Studenten der Hochschule für Musik (HfM) und der Bauhaus Universität Weimar (BU) kommen in Studentenwohnheimen unter. Die Universitäten helfen über Portale wie das *Weimar International Network* (*WIN*) der Bauhaus Universität und *facebook* bei der Wohnungssuche. Beide Hochschulen – die HfM mit etwa 30 Prozent und die BU

Donaustraße, Erfurt

Merketalstraße, Weimar

mit 16 Prozent – haben im Vergleich zu Jena und Erfurt einen überdurchschnittlich hohen Anteil ausländischer Studenten. Deren Konzentration, vor allem auf die Wohnanlagen in der Merketalstraße und am Jakobsplan, erscheint auch dem stellvertretenden Vorsitzenden des Studentenrates der HfM, Frithjof Vollmer, „besonders krass“. In dem zehngeschossigen Plattenbau am Jakobsplan 1 teilen sich je vier Wohneinheiten eine Gemeinschaftsdusche, die nur ein Vorhang vom Zwischengang trennt. Die Küchen werden von jeweils 16 Personen genutzt und sind dementsprechend dreckig. Allerdings sind die Aufzüge neu und das Haus in Zentrumsnähe macht insgesamt einen so freundlichen Eindruck, wie das einem alten teilsanierten DDR-Plattenbau eben möglich ist. Neben Fachwerkhäusern versprühen der massive Bau und seine Bewohner ein wenig Großstadtgefühl im kleinen Weimar.

Die Anlage der Merketalstraße 48 am südlichen Stadtrand Weimars sieht zunächst ähnlich einladend aus. „Es hat seinen eigenen Charme, ein bisschen kommunistisch“, schmunzelt Pedro, der uns die Räume des Hauses zeigt. Er wohnt seit längerer Zeit hier, hat ein großes Einzelzimmer, für das er günstige 150 Euro zahlt und nutzt eine Gemeinschaftsküche im Gang, die immer sauber ist. Jeden Tag wird hier geputzt – eine unangenehme Zettelwirtschaft à la „Räumt euren Mist weg!“ erübrigt sich damit. Es gibt Übungsräume für Musikstudenten, Familienzimmer und, wie auch am Jakobsplan, einen Tutor, der eigens für die Internetversorgung der Wohnanlage zuständig ist.

In Erfurt kristallisieren sich derweil die Donaustraße 28 bis 42 und der Plauener Weg 8 als die Wohnheime heraus, die überwiegend von internationalen Studenten bewohnt werden. Beide Immobilien liegen einen kurzen Fußweg vom Campus der Universität entfernt. Der Plauener Weg versprüht nur von außen viel DDR-Charme, innen wird man von hellen, sauberen Räumlichkeiten begrüßt. Ein Bewohner erzählt uns, dass die Qualität der Zimmer wirklich gut sei und die Anlage vor allem aufgrund ihrer günstigen Mietpreise von ausländischen Studenten ausgewählt werde. „Die deutschen Studenten ziehen lieber ins Stadtzentrum, die haben auch genug Geld, um dort zu wohnen“, sagt er lächelnd.

Paradies ohne Wohnung

Somit bleibt die Naumburger Straße ein Einzelfall, der sich in seiner extremen Form in Jena nicht wiederholt und auch in Weimar und Erfurt kein Pendant hat. Selbst das Gebäude am Weimarer Jakobsplan stellt ein Mindestmaß an Wohnatmosphäre her; anders als in der Naumburger Straße gibt es dort auch keine Gemeinschaftsduschen im Keller und keine maroden Leitungen, die das Wohnen sogar zum Risiko machen.

Internationale Studenten bevorzugen meist die günstigsten Möglichkeiten, da sie oft über geringere finanzielle Mittel verfügen. So finden sie sich häufig in den gleichen Wohnheimen wieder und wohnen dort mit wenigen Deutschen zusammen. Unter diesen Bedingungen stellen viele ausländische Studenten sicher nicht die höchsten Ansprüche an ihre Unterkunft – auch wenn dies Zustände wie in der Naumburger Straße nicht rechtfertigt. Völlig unerwartet dürfte sie dagegen die Tatsache treffen, komplett ohne Bleibe da zustehen. Aber auch mit dieser Situation sahen sich zu Beginn dieses Wintersemester einige ausländische Studenten konfrontiert. Sich ohne Rückhalt durch Verwandte oder Freunde und ohne umfangreiche Deutschkenntnisse allein auf Wohnungssuche zu begeben, ist, gerade in Jena, ein abenteuerliches Unterfangen.

Agdam aus Turkmenistan kam vorerst in einem Jenaer Hotel unter. Wir trafen ihn bei der Restplatzvergabe der Wohnheimplätze am 9. Oktober. Zu dieser konnten sich nur Studenten einfinden, die sich fristgerecht auf einen Platz beworben hatten. Verunsicherung und Ärger waren hier vorherrschend; angeblich warteten Einige schon seit 1 Uhr morgens. Auch Agdam befürchtet, infolge des Ansturms keinen Wohnplatz mehr zu bekommen – etwa 70 andere Bewerber stehen mit ihm an, die meisten von ihnen aus dem Ausland. Pradeek, Sonika und Sushweta aus Indien erzählen, dass sie seit einer Woche in Jena seien. Das Studentenwerk habe ihnen mitgeteilt, die Wohnheimplätze bis Ende September zuteilen zu wollen. Da dies nicht passiert war, mussten die drei erst einmal bei Freunden unterkommen.

Für Frau Dr. Britta Salheiser vom Internationalen Büro (IB) der FSU liegen die Ursachen dieses Problems bei den Zulassungen, die wegen längerer Postwege

Naumburger Straße, Jena

Jakobsplan, Weimar

später ankommen. Zudem fehle eine ausreichende Kommunikation zwischen Student und Universität: Oft bricht nach der Zulassung der Kontakt ab, sodass weder die Uni noch das Studentenwerk wissen, ob der Student wirklich in Jena ankommen wird. Eigentlich müssten die künftigen Studenten die Annahme des Studienplatzes bestätigen. Das passiert leider nicht in allen Fällen, sondern manchmal erst, wenn die Leute in Jena zum Studium ankommen. Das gleiche Problem, meint Salheiser, bestehe aber auch bei deutschen Studenten. Die Uni weiß also nie, mit wie vielen Immatrikulierten sie letztendlich rechnen kann.

Internationalisierung weiterdenken

Hinzu kommen die Erwartungen der internationalen Studenten, die zum Teil an andere Campus-Strukturen gewöhnt sind. „Viele ausländische Studierende wissen nicht, dass sie sich um einen Wohnplatz separat zur Zulassung bemühen müssen“, so Salheiser. „Es kommt vor, dass Studierende denken, dass sie den Wohnheimplatz quasi zum Studienplatz dazu bekommen.“ Für ERASMUS-Studenten und Teilnehmer anderer Partnerschaftsprogramme ist dies auch weitgehend der Fall: Für sie gibt es ein Kontingent an reservierten Wohnheimplätzen. Bei der Vergabe genießen sie oberste Priorität. Das Nachsehen haben Studenten, die selbstorganisiert ein vollständiges Studium in Jena absolvieren wollen. Das IB würde sich auch ein Kontingent an Wohnheimplätzen für solche ausländische Studenten ohne Kooperationsverträge wünschen, die beim derzeitigen Vergabesystem die Verlierer sind. Dies trifft auch auf Bhavya zu. Der Master-Student aus Neu Delhi kann wenig Verständnis für das Vorgehen der Universität aufbringen: „Warum nimmt die Uni mehr internationale Studierende auf als sie unterbringen kann? Und warum haben diese Studenten nicht absolute Priorität?“ fragt er sich. In seiner Heimat sei dies so üblich.

Eine Möglichkeit, die Kapazitäten der Wohnheime effizient auszuloten, bestünde darin, die Mietzeiten zu begrenzen. Nach spätestens vier Semestern ist der Student in Jena angekommen, hat vor Ort ein Netzwerk an Kontakten aufgebaut und kennt die Stadt. Nach den momentanen Vorschriften hat man jedoch mindestens für die Dauer der Regelstudienzeit ein Anrecht auf den einmal bezogenen Wohnheimplatz. Eine Begrenzung auf zwei Jahre würde auch das IB befürworten. Sowohl beim Studentenwerk als auch beim Studierendenrat der Universität Jena stießen derlei Verbesserungsansätze aber auf wenig Gegenliebe. „Ich kann das nicht nachvollziehen“, meint Salheiser. „Das ist kurzsichtig geplant und unfair gegenüber den neuen Studierenden, egal sie ob aus Deutschland oder dem Ausland kommen.“ Zugleich versteht sie, dass das Studentenwerk lieber auf Nummer Sicher gehen will. Es sei eben eine eigenständige Körperschaft des öffentlichen Rechts und eine Non-Profit-Organisation, die kostendeckend wirtschaften müsse. Als solche ist es nicht weisungsgebunden und muss Empfehlungen der Universität nicht annehmen. Nichtsdestotrotz besteht sein Auftrag darin, den Studenten Serviceleistungen anzubieten. Dabei sollten ausländische Studenten nicht bevorzugt, aber doch zumindest chancengleich behandelt werden.

„Die Friedrich-Schiller-Universität will eine internationale Universität sein“, sagt Salheiser. Um Jenaer Studenten ins Ausland entsenden zu können, zum Beispiel durch Austauschprogramme wie ERASMUS, müssen auch Leute aus dem Ausland hierher geholt werden. Zudem haben sich die Jenaer Hochschulen zum Ziel gesetzt, ausländische Studenten bis zum Abschluss auszubilden und nicht nur für die Dauer einiger Semester. Realistisch muss man auch erkennen, dass die Zahlen deutscher Studienanfänger zurückgehen, vor allem jener aus der Region. Der Geburtenknick wird von Studenten aus anderen Bundesländern nicht mehr aufgefüllt. Dabei ist ein klarer Kostenfaktor zu bedenken: Die Universität arbeitet mit dem Geld, das sie vom Land für die Studenten bekommt. So braucht die Universität ausländische Studenten, um die Zahl der Immatrikulierten aufrecht erhalten zu können. Gerade bei der Wohnplatzvergabe für diesen wichtigen Teil der Studentenschaft sieht das IB klaren Verbesserungsbedarf. „Es fehlt von Seiten der Uni und der Fachhochschule ein noch klareres Bekenntnis zu diesen Studierenden. Man darf nicht nur an die hehren Ziele der Wissenschaft denken, sondern auch an die grundlegenden Bedürfnisse der zukünftigen Forscher, die nachts ja auch irgendwo schlafen wollen.“

Übergang – und dann?

Die Naumburger Straße ist ab Dezember endgültig vom Markt. Dafür hat das Studentenwerk zum Wintersemester zwei neue Wohnanlagen in Jena eröffnet. Um den Wohnungsmangel zu Beginn des Wintersemesters abzufedern, wurde in der Naumburger Straße allerdings eine „Notunterkunft“ eingerichtet. Auch Bhavya wohnt dort vorübergehend. Seine Bewerbung für einen Wohnplatz hat er schon im Juni abgeschickt, trotzdem konnte man ihm nur diesen Übergangsplatz vermitteln. Seinen Aussagen zufolge sei die Naumburger Straße derzeit voll; viele der Bewohner seien aus Indien. Wirklich kompliziert wird es für ihn erst ab November: Dann muss das Gebäude leer sein. Bhavya jedoch kann sich in diesem Semester nicht um einen neuen Wohnplatz beim Studentenwerk bewerben – für das laufende Semester ist er ja bereits „versorgt worden“. Nachdem er sich auf etwa 30 WG-Angebote erfolglos gemeldet hatte, überlegte er kurzzeitig sogar, nach Delhi zurückzugehen. Tatsächlich ist das aber keine Option: „Welcher Student geht schon zurück in sein Heimatland, weil er im Ausland keine Wohnung findet? Das ist doch absurd.“ □

** Name von der Redaktion geändert*

Heimat nehmen Welt auf

In seinem bekanntesten Werk, dem Essayband *Jenseits von Schuld und Sühne* von 1977, schreibt Jean Améry: „Man muss Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben.” Wer seinen Herkunftsort verlässt, bringt den Begriff Heimat und die Frage nach ihr erst hervor und steht immer seltsam dazwischen. So sind diese zehn Filme über Migration – legale und „illegale”, die Ankunft und den Versuch eines Alltags in Europa – geprägt von der Verworrenheit des Zwischenraums, in dem sich Möglichkeiten und Abgründe auftun.

von Caro

Angst essen Seele auf

Spielfilm, Rainer Werner Fassbinder, 1974, BRD, 89 Min.

Das sozialkritische Beziehungsdrama um die Putzfrau Emmi und den wesentlich jüngeren Marokkaner Salem lässt die Gastarbeiter-Problematik der Nachkriegszeit in eine universale Parabel menschlicher Entfremdung in der Zweierbeziehung sowie gegenüber der Gesellschaft münden. Fassbinders Erfolgsfilm begründete mit schnellen Schnitten und erzählerischer Dichte eine Annäherung des deutschen Autorenkinos an ein von Hollywood geprägtes Publikum, ohne dabei platte Lehren oder Rührung zu diktieren. Er ist damit als Wegweiser für eine zeitgenössische Auseinandersetzung mit Migration im deutschen Kino zu betrachten.

Die Geduldeten

Doku, Natascha Breuers/Ralf Jesse, 2008, BRD, 98 Min.

Zwischen 5.000 und 10.000 sogenannte unbegleitete, minderjährige Flüchtlinge soll es in Deutschland geben. Von ihren Eltern einer vermeintlich besseren Zukunft überlassen, gelten sie in Deutschland als vorübergehend „geduldet“ und können ab ihrem 16. Lebensjahr jederzeit abgeschoben werden. Über zwei Jahre hinweg begleitet die Dokumentation fünf solcher Kinder. Über ihren Verbleib entscheidet am Ende nicht primär der Grad ihrer Integration, sondern die Glaubwürdigkeit des ursprünglichen Grundes zur Flucht, über die sie nicht bestimmt haben.

Ein Augenblick Freiheit

Spielfilm, Arash T. Riahi, 2008, A/F/TR, 110 Min.

Wahrheit und Lüge, Ausgelassenheit und Verzweiflung, Rohheit und Poesie bündeln sich in Riahis grandiosem Spielfilmdebüt in einem zwielichtigen Hotel der türkischen Hauptstadt Ankara. Dort kreuzen sich die Lebenswege dreier iranischer Flüchtlingsgruppen, die auf den positiven Asylbescheid eines EU-Landes hoffen. Sowohl die urkomisch lebensbejahenden, als auch die zutiefst erschütternden Momente des Films, in schneller Szenenfolge erzählt, sind Konsequenzen des unumwundenen Bekenntnisses der Protagonisten zur Freiheit.

Illégal

Spielfilm, Olivier Masset-Despasse, 2010, F/B/L, 95 Min.

Dass die von der Ausweisung bedrohte Tania sich zu Beginn des Filmes die Finger verbrennt um sich ihrer Fingerabdrücke zu entledigen, mag den ein oder anderen an Schocktechniken des Mainstream-Kinos erinnern. Tatsächlich schockierend an diesem schwer verdaulichen Film über die Praxis der Abschiebung und Abschiebehaft ist jedoch, dass er jene Möglichkeiten des Inhumanen, die sich aus der totalen Abschottung einer Parallelwelt innerhalb einer demokratisch freiheitlichen Gesellschaft ergeben könn(t)en, radikal aufzeigt.

>> weiter auf der nächsten Seite

In This World

Spielfilm, Michael Winterbottom, 2002, GB, 85 Min.

Auf ihrer viermonatigen Odyssee mit dem Ziel London werden die jungen Afghanen Enajat und Jamal von ihren Schleusern ausgenutzt und lebensgefährlichen Transportbedingungen ausgesetzt. Durch Laiendarsteller, Handkameras und Originalschauplätze gewinnt Winterbottoms Erzählung dokumentarische Züge. International mehrfach ausgezeichnet, wurde *In This World* jedoch auch für die weitgehende Auslassung der Beweggründe seiner Protagonisten kritisiert. Oder spielt diese Frage hier keine Rolle? Ist ihr Leid womöglich über jeden Zweifel erhaben?

Le Havre

Spielfilm, Aki Kaurismäki, 2011, FIN/F/BRD, 93 Min.

Das höchst stilisierte, melancholische Setting und der Charakter des Außenseiters zählen zu Kaurismäkis Vorlieben. Die Ankunft illegaler Flüchtlinge in der französischen Hafenprovinz bietet ihm den Rahmen, in dem er seine wunderbar verschrobenen Charaktere entwickeln kann. Zurückgezogene Querköpfe wie der Schuhputzer und verkappte Literat Marcel Marx sind es, die leichtfüßig, naiv und ohne Rücksicht auf „political correctness“ dem jungen, orientierungslosen Afrikaner Idrissa ein Stück des Weges in ein neues Leben ebnen.

Les Arrivants

Doku, Claudine Bories/Patrice Chagnard, 2009, F, 110 Min.

Ein nahender Nervenzusammenbruch scheint sich in Carolines Gesicht abzuzeichnen, vor allem in den Raucherpausen zwischen den Beratungen. Sie arbeitet in einem Pariser Büro, das Asylbewerbern durch den Irrgarten der Bürokratie helfen will. Obgleich an Carolines Schreibtisch keine Entscheidungen getroffen werden, landen hier tagtäglich Wut, Verzweiflung und ab und an Glückstränen.

Rich Brother

Doku, Insa Onken, 2009, BRD, 98 Min.

In den Augen seiner Familie hat Ben es geschafft: Der Kameruner ist schon seit fünf Jahren in Deutschland. Dass er dort auf seinen Asylentscheid wartet, ohne Arbeitserlaubnis, weiß zu Hause niemand. Um den Erwartungen, mit denen er sich konfrontiert sieht, trotzdem gerecht zu werden, versucht Ben sich buchstäblich nach oben zu boxen. Es entsteht ein wunderbares Spiel zwischen der Kamera und dem Protagonisten auf seinem Vormarsch in der Boxwelt, das, absurd wie es ist, die Grenzen des Dokumentarischen zu sprengen scheint.

Welcome

Spielfilm, Philippe Lioret, 2009, F, 110 Min.

Ein Film über die wahnwitzige Idee eines irakisch-kurdischen, „illegalen“ Migranten, der London von Calais aus über den Ärmelkanal erreichen will – schwimmend. Vor allem aus Liebe nehmen Bilal und der ansässige Schwimmlehrer einen Kampf gegen Windmühlen auf – die Behörden einerseits, die Grenzen des körperlichen Vermögens andererseits.

Wut

Spielfilm (TV), Züli Aladağ, 2006, BRD, 90 Min.

„Sagen wir, Sie hatten die Schuhe zum Putzen”, schlägt der vermeintlich tolerante Simon Laub dem deutsch-türkischen Teenager Can vor, als dieser die Schuhe zurückbringt, die er Laubs Sohn zuvor gestohlen hatte. Damit gibt der Familienvater die Initialzündung zur Eskalation eines Machtkampfes zwischen ihm und dem halbstarken Can. Dass der Film eine TV-Produktion ist, liest man seiner betont realistischen, oft kargen Ästhetik zuweilen deutlich ab. Dass er jedoch vom *WDR* von der Hauptsendezeit kurzfristig ins Spätprogramm verschoben wurde, spiegelt seine inhaltliche Brisanz wider und löste freilich einen kleinen Medienskandal aus. □

Eine erweiterte Film-Liste findet ihr auf unique-online.de

Das entfesselte Klavier: Portrait eines Stummfilm-Pianisten

Vor genau 85 Jahren begann der Siegeszug des Tonfilms. Doch wirklich „stumm“ sind Stummfilm-Aufführungen dank musikalischer Untermalung nie gewesen... bis heute nicht. Der Weimarer Pianist Richard Siedhoff begleitet regelmäßig Kinoklassiker live.

von David & Frank

Sonntagabend, kurz nach 20 Uhr. Während halb Deutschland vor dem Fernseher sitzt, um die neue Folge einer gewissen Krimiserie zu sehen, haben sich einige Dutzend Cinephile im Saal 1 des Weimarer *Lichthaus*-Kinos eingefunden, um einen Stummfilm zu schauen. Ganz still wird es jedoch nicht sein, denn ein Zeremonienmeister wird die Zuschauer durch den Abend führen: der Stummfilm-Pianist Richard Siedhoff.

Bereits mit sieben Jahren begann der gebürtige Weimarer, Klavier zu spielen, wenngleich nicht so sehr aus eigenem Antrieb: Sein Vater, ein Komponist für Theatermusik, drängte ihn zum Unterricht, wofür ihm Richard heute sehr dankbar ist. Kurz vor dem Abitur brach Richard den Unterricht ab: „Ich habe angefangen, frei zu spielen und zu improvisieren und konnte mich plötzlich frei entfalten.“

Sein Großvater nahm ihn in klassische Konzerte mit, wo er sich bei Beethoven, Schubert und Brahms als Klassik-unerfahrener junger Teenager noch gepflegt langweilte. „Aber plötzlich kam Schostakowitsch! Der hat mich total fasziniert“, erinnert sich der 25-Jährige: Sein Interesse für klassische Musik war geweckt. In seiner Freizeit begann Richard, Partituren zu lesen, zu studieren, nachzuspielen und eignete sich dabei viel theoretisches Wissen an, das ihm bei seinem späteren Musikstudium behilflich sein sollte.

Zu seiner Affinität für Musik gesellte sich fast zeitgleich ein zweites Hobby: Als sein Vater ihm Werke von Charlie Chaplin zeigte, entdeckte Richard seine Faszination für den Film und insbesondere den Stummfilm. Buster Keatons subtile Komödien faszinieren ihn seit jeher. Aber noch einschneidender beeindruckte ihn Friedrich Wilhelm Murnaus *Nosferatu* – „ganz im Gegensatz zu der scheußlichen Synthesizer-Begleitmusik der TV-Ausstrahlung!“, erinnert sich Richard beifällig. Mit einem Kassettenrekorder ausgestattet, spielte er auf dem Klavier kurzerhand eigene Musik ein, um seiner Familie den Vampirfilm in einer besseren Version zeigen zu können. Das Resultat: „grottenschlecht!“, schmunzelt der Pianist heute – aber für den damals 15-Jährigen doch zukunftsweisend.

Nach dem Abitur wollte Richard „was mit Medien machen“ und begann in Leipzig ein Praktikum als Cutter beim Fernsehen. Dieser Arbeit wurde er trotz anschließender Festanstellung überdrüssig. Seinen Feierabend verbrachte er als Bar-Pianist in Leipziger Kneipen. Dort fand der junge Musiker sein „eigentliches“ Praktikum, denn er lernte, über Stunden zu improvisieren: „Ich bin ein ganz miserabler klassischer Pianist und ein schlechter Blattspieler“, gesteht er.

Richards Herz schlug nun wieder für die Musik, und er kehrte durch Zufälle nach Weimar zurück, wo er ein Studium an der „Hochschule für Musik Franz Liszt“ begann. Seine Vertonung von *Nosferatu* im privaten Kreise blieb kein einmaliges Ereignis und Richard begleitete in seiner Freizeit häufiger Stummfilme. Bereits 2006 hatte er seinen ersten öffentlichen Auftritt mit Fritz Langs *Metropolis* auf einem Sommerfest im Thüringer Hin-

terland mit einer freien Adaption der ursprünglichen Originalmusik. Im Sommer 2008 konnte Richard sein Debut schließlich als Vertretung für den kurzfristig abgesprungen Pianisten des Weimarer *Mon Ami*-Kinos in einem richtigen Kino wiederholen. „Ich hatte weniger Vorbereitungszeit, als der Film lang ist. Da saß ich nun am Klavier, vor der Leinwand und war tierisch aufgeregt." Der erfolgreichen Aufführung folgten 2009 vereinzelte Vorstellungen der großen Kino-Klassiker aus der Weimarer Republik im *Mon Ami*-Kino: *Das Cabinet des Dr. Caligari*, *Die Nibelungen*, *Dr. Mabuse, der Spieler*.

Der Sprung zum Weimarer „Haus-Pianisten"

Stummfilm-Musik war aber für Richard vor allem ein privates Hobby. Für seine Geburtstage hatte Richard sich stets etwas ganz besonderes vorgenommen: seinen Gästen einen Stummfilm zu präsentieren. Daraus wurde im Herbst 2009 eine öffentliche Aufführung von Buster Keatons *The Cameraman* im Weimarer *Lichthaus*-Kino. Der Saal war überfüllt, Publikum und Kinobetreiber gleichermaßen begeistert, und seitdem begleitet Richard als regulärer „Haus-Pianist" Fritz Langs düstere Dystopien, Murnaus entfesselte Kamerawelten, Eisensteins kühne Montagen, Keatons halsbrecherische Stunts und andere Klassiker im Monatsrhythmus.

Das tut er vor allem, weil es ihm Freude macht. Zwar wird er bei seinen Auftritten im *Lichthaus*-Kino, aber auch beim *16-mm-Kino* in Erfurt oder im Jenaer *Café Wagner* an den Einnahmen beteiligt, seinen Lebensunterhalt kann er davon aber nicht bestreiten: „…dafür müsste ich mindestens einmal die Woche auftreten." Doch die Vorbereitung auf eine 70- bis 150-minütige Aufführung ist freilich zu umfangreich, um sie wöchentlich zu meistern, wenn man nebenbei studiert. Oft dauert es schon lang genug, bis Richard bei einem Filmarchiv eine authentische Filmkopie in guter Qualität auftreiben kann. Bis diese tatsächlich eintrifft, übt er mit dem entsprechenden DVD-Exemplar aus seiner umfangreichen privaten Filmsammlung. Schon bei der ersten Probe-Sichtung setzt er sich an die Tasten: „Ich sehe den Film viel aufmerksamer, wenn ich gleich dazu spiele. Ich muss dann beim Bild konzentriert dranbleiben und erkenne viel mehr Details."

So entwickelt Richard in der Trainingsphase verschiedene Leitmotive: einige Grundthemen für den gesamten Film und verschiedene Melodien für einzelne Charaktere oder Abschnitte des Films, mit denen er inhaltliche Zusammenhänge schaffen kann, dazu noch Variationen. Einige Filme hat er fast komplett durchkomponiert, bei anderen spielt er nach einem Prinzip, das er „Konzept-Improvisation" nennt: Er orientiert sich an Eckpunkten (etwa Szenenwechseln), zwischendurch aber improvisiert er, nur der emotionale Gehalt steht für ihn vorher fest. Problematisch ist es, wenn die Filmkopie (um-)geschnitten bzw. zensiert ist, was er oft erst bei der Generalprobe im Kino oder der Aufführung selbst merkt: „Wenn plötzlich Szenen fehlen, auf die ich mich vorbereitet habe, fehlt natürlich auch etwas in meiner musikalischen Dramaturgie. Dann ist man froh, wenn man anhand seiner Leitmotive improvisieren kann." Richard spielt ohne Blatt, weil er den ganzen Film „im Kopf" hat. Hier kommt ihm seine Erfahrung als Cutter zu Hilfe: „Ich bin ein unglaublich optisch geprägter Mensch, achte auf Einstellungen, Szenenwechsel und Schnittrhythmus."

Richard vs. Mickey Mouse

Bei einem Stummfilm können sich, so Richard, nicht nur die Bilder ungestört entfalten: „Die Musik hat ein viel größeres Potential, sich ohne störende Geräusche zu entwickeln." Das ist eine große Chance für jemanden, der einen Film instrumental vertonen will. Dafür steht eine ganze Palette an Möglichkeiten zur Verfügung. Richard kann etwa die Handlung illustrieren, indem er Verfolgungsjagden mit einem permanenten Rhythmus unterlegt; lautmalerisch kann er Kanonenschüsse oder Regen nachahmen. Dieses sogenannte „Mickey-Mousing", das besonders bei Spiel- und Zeichentrickfilmen der frühen Tonfilm-Ära gebräuchlich war, setzt er aber eher spärlich ein. Für viel interessanter hält er die Illustration der Figurenpsychologie und der Grundstimmung: „Ich versuche, dem emotionalen Gehalt des Films zu folgen und ihn in der Musik zu transportieren." Damit wolle er auch eine Brücke zum Publikum schlagen, für dessen Sehgewohnheiten Stummfilme heutzutage oft fremd sind.

Das führt dazu, dass Richard einen Film nicht einfach „begleitet", sondern auch mit seiner Musik ausdeutet: „Ich habe eine unglaubliche Macht, was das Publikum generell nicht merkt oder bewusst wahrnimmt. In gewisser Weise gebe ich dem Publikum eine Interpretation vor", sagt er schmunzelnd. So kann er über Stimmungen oder Leitmotive andeuten, woran eine bestimmte Figur denkt. Scheinbar eindeutige Szenen kann er durch seine Musik wiederum ambivalent machen. Und er gibt jedem Film einen eigenen Stil vor: romantisch, jazzig, dissonant, beklemmend, melancholisch. Die düstere Grundstimmung von Fritz Langs *Metropolis* hat Richard in seiner eigenen Musikfassung etwa mit einem fast allen Motiven eigenen, dissonanten Moll-Akkord um ein vielfaches emotional verstärkt. Nichtsdestotrotz betont Richard, dass für ihn bei den Aufführungen der Film im Vordergrund steht, nicht die Musik: „Es gibt Leute, die spielen, um ihre Musik zu präsentieren, und der Film läuft so nebenbei. Das finde ich ganz fürchterlich. Denn der Film ist ein viel größeres Kunstwerk, als das, was ich mache. Da haben Leute teilweise Jahre mit Elan daran gearbeitet."

Wenn also am Sonntag-Abend die letzte Filmrolle zu Ende ist und die letzten Klavier-Klänge verstummen, ertönt immer begeisterter Applaus aus dem Publikum in Richtung des Pianisten. Richard tritt vor die Zuschauer, verneigt sich kurz und deutet auf die nunmehr wieder komplett weiße Leinwand. Diese Geste der Bescheidenheit weist auf den wirklichen Star des Abends hin: den Film. Ein Star, dessen Charisma Richard tatkräftig unterstützt hat. □

Richard wird Dr. Mabuse, der Spieler *erneut begleiten, und zwar am 28.11. (erster Teil) und am 5.12.2012 (zweiter Teil) beim Universitäts Film Club im* Café Wagner *um jeweils 20 Uhr.*

Zwischen Kingston und Köln

Mit seinen 38 Lenzen ist Tilmann Otto alias Gentleman schon ein alter Hase im Reggae-Geschäft. Wir trafen ihn beim diesjährigen *TFF* in Rudolstadt und sprachen mit ihm über Heimat, den Kick auf der Bühne und seinen Wunsch, Astronaut zu werden.

Man liest immer über dich, dass du Jamaika als deine zweite Heimat ansiehst, doch du lebst bis heute in Köln. Was hält dich eigentlich in Deutschland?
Jamaika ist nicht meine zweite Heimat. Heimat ist immer so eine Art Zustand. Gerade, wenn du so viel reist und viel unterwegs bist, dann ist Heimat, wenn ich mit meiner Frau zusammen bin – oder auf der Bühne stehe. In Köln und auch in Kingston fühle ich mich sehr wohl. Und da, wo ich mich wohlfühle, ist meine Heimat.

Du hast grad von deiner Frau gesprochen. Ihr seid in derselben Band. Ist es für dich schwer, Arbeit und Berufsleben unter einen Hut zu bringen?
Das kriegen wir schon auf die Reihe *(lacht)*. Es ist auch so ein Ding, das einem extrem viel Kraft gibt, wenn du drei Monate an einem Stück im Bus auf Reisen bist. Es ist gut, wenn man da etwas, jemanden hat, bei dem man zu Hause ankommen kann. Es gibt Situationen, die einfach Kraft geben, statt sie zu nehmen. Es kommt immer darauf an, was überwiegt.

Was hat dich dazu bewogen, 2010 die Band *Evolution* neu zu gründen, mit der du momentan auch auf Tour bist?
Es ist eigentlich keine neue Band, sondern der Kern derselben Band, mit der ich schon seit zehn Jahren auf der Bühne stehe. Meine erste Band war *Killing Riddim Section*, dann *FAR EAST BAND* und jetzt *Evolution*. Wir haben jetzt einen neuen Drummer. Der alte Drummer gab der Band *FAR EAST BAND* seinen Namen und deswegen brauchten wir einen neuen.

Gibt es dir nach all den Jahren noch einen Kick, auf der Bühne zu stehen oder bist du mittlerweile ein eiskalter Profi?
Ja, immer wieder gibt es diesen Kick. Ich bin sehr dankbar und ich weiß es sehr zu schätzen. Auf der Bühne zu stehen und Musik zu machen, ist für mich so ein Zustand; es ist ein Gefühl von Zuhause-Sein und auch zu sehen, dass ich mit der Musik Leute happy machen kann. Dass Leute eine gute Zeit haben, das ist immer das, was mich motiviert. Wenn du irgendwie auf die Bühne kommst und du siehst smiling faces, dann hast

du schon dein Ziel erreicht. Darum geht's einfach nur. Das, was wir lieben und was wir nicht lieben, in Formen zu packen und irgendwie zu teilen. Ein gutes Konzert ist auch immer eine Gemeinschaft von Fremden. Dieses Zusammenkommen auf einem Level, wo alle irgendwie eintunen. Denn Musik ist nichts anderes als Meditation. Sie ist im Hier und Jetzt und hat nichts mit Morgen und Gestern zu tun. Sondern es geht sofort in die Birne und das ist es, was immer motiviert.

Was treibt einen international erfolgreichen Musiker wie dich nach Rudolstadt? Hast du irgendeinen besonderen Bezug zum *TFF*?
Nee, es ist so, dass Leute anfragen, und wenn die Umstände stimmen, die Zeit da ist, dann machen wir's.

Letztes Jahr in Montpellier hast du zu deinem Geburtstag in einer kleinen Location gespielt, an anderen Abenden trittst du vor Tausenden von Menschen auf. Was liegt dir eher: die große Bühne oder der verwinkelte Hinterhof-Club?
Es liegt mir beides. Ich mag die kleinen, stinkigen, verrauchten Clubs, wo man dann vor 100 Leuten spielt, was ich auch mit *Soundsystems* immer wieder regelmäßig mache. Aber es hat auch seinen Charme, auf einer riesigen Bühne mit 20.000 Leuten vor der Nase zu spielen.

Du bist viel auf Tour. Wie entspannst du, wenn du mal nicht unterwegs bist?
Ich kann fünf Stunden aus dem Fenster gucken und gar nichts machen, außer meinem eigenen Atem zuzuhören und bin entspannt. Wenn ich zu Hause in Köln bin, verbringe ich dort Zeit mit meinen Kindern. Ich muss nicht viel machen. Musik ist aber immer da, denn alle Gedanken und das, was ich fühle, das will ich irgendwie direkt in Musik packen. Ich brauch' das Musikmachen wie Schlaf und Essen. Es gibt Phasen, wo ich lange nichts gemacht habe und dann beginne ich, mich schlecht zu fühlen. In dem Moment, wo ich einen Song aufnehme, bin ich erfüllt und mit mir im Einklang.

Was würdest du im Nachhinein als deinen größten musikalischen Höhepunkt und deinen größten Flop werten?
Das kann ich so nicht sagen. Das Leben ist voller Erfolge und voller Flops und jeden Tag hab' ich 100 Erfolge und 100 Flops. Das kann man jetzt nicht so im Allgemeinen sagen. Solange du Sachen als Erfahrung siehst und darauf achtest, Fehler nicht zu wiederholen, ist alles ein Lernprozess. Musik ist ja subjektiv. Alles, was ich mache, kannst du als Zuhörer annehmen oder nicht. Man kann beim Musikmachen nicht von Top oder Flop reden, sondern höchstens von gut und nicht gut rübergebracht.

Deutsch ist deine Muttersprache, du singst aber auf Patois oder Englisch. Auch wenn du diese Sprachen gut beherrschst: Ist es nicht fremd, sich in einer anderen Sprachen auszudrücken?
Ich denke schon, dass ich mich in der Sprache, in der ich singe, klar ausdrücken kann. Würde ich auf Deutsch singen, würde ich wahrscheinlich mein Leben lang in Deutschland, Österreich und der Schweiz rumtingeln und dadurch, dass ich auf Englisch singe, hatte ich jetzt auch Touren in den USA, Afrika und Südamerika. Englisch ist nun mal die Sprache, die die meisten Menschen auf der Welt verstehen. Ich könnte mir auch mal vorstellen, was auf Spanisch zu machen und vielleicht auch auf Deutsch, aber ich bin weit damit gekommen und ich sehe keinen Grund, etwas daran zu ändern. Ich fühl' mich auch nicht wohl in der deutschen Sprache, was die Musik und den Flow angeht. Es gibt mittlerweile viele Künstler, die den Flow auf Deutsch rüberbringen. Aber ich hab auf Englisch angefangen und das wäre halt wieder bei Null anfangen. Die Frage stellt sich nicht.

Welche Gründe hattest du, damals mit 17 nach Jamaika zu gehen?
Mit 18. Das ist auch so ein häufiger Fehler in der Presse, liegt aber jetzt nicht an dir. Steht überall so. Aber für mich waren die Gründe die Abenteuerlust und auch eine Lust an der Musik, die ich zu lieben gelernt habe, und auch mal aus seinem eigenen Kontext auszubrechen. Reisen im Allgemeinen ist so inspirierend. Habe dort gelernt – oder eher gesehen –, dass Musik in Jamaika mehr als Entertainment ist. Dass sie darüber hinausgeht. Dass es extrem sozialpolitisch ist, dass es rebellisch ist. Dass es süß und auch radikal, traditionell und trotzdem am Puls der Zeit ist. Das hab' ich in keinem anderen Genre so finden können wie im Reggae. Und Jamaika ist das Mutterland dieser Musik, die ich so liebe, und deswegen war auch diese Verbindung da. Das Intuitive ist das, was mich so begeistert in Jamaika. Das Meditative, das Intuitive. Musik einfach aus dem Gefühl heraus zu machen, das hatte ich bis dahin noch nie gesehen.

War es eigentlich schwer für dich, nach Jamaika zu kommen? Ich stelle es mir etwas schwierig vor, mit 18 einfach ans andere Ende der Welt zu hopsen…
Nein, es war easy. Man macht sich einfach nicht so viele

Tilmann Otto alias Gentleman

(Jahrgang 1974), geboren in Osnabrück, wuchs in Köln-Neubrück auf. Sein drittes Album, Confidence, *schaffte es 2004 auf Platz 1 der deutschen und österreichischen Charts. Als Kosmopolit hält er seine Musik für international und global. Von Belgien über Gambia bis nach Ungarn tourt er durch die ganze Welt.*

Gedanken wie mit 38. Man ist naiv und diese Naivität kann einen auch schützen. Ich bin damals an Orte gegangen, wo ich heute gar nicht mehr hingehen würde. Diese Angst und dieses Sicherheitsdenken, was im fortschreitenden Alter kommt, das gab es damals einfach nicht. War auch sehr intuitiv.

Was wäre aus Tilmann Otto geworden, wäre er nicht Musiker geworden?
Solche Fragen kann man nicht beantworten. Was wäre wenn, das geht nicht. Unmöglich zu sagen. Denn Zufälle gibt's nicht – nur Fügungen. Alles ist eine Kette von Verläufen und es musste genau so kommen. Früher wollte ich Astronaut werden, wenn du mich so fragst.

Das klingt nicht gerade nach einem gutbürgerlichen Plan B.
Nein, aber da war ich auch noch acht Jahre alt...

Aber ab wann stand es für dich fest, dass du Musiker werden willst?
Nie. Ich habe immer gern Musik gemacht, und ich habe auch lange Zeit Existenzängste gehabt, so mit 24, wo man nicht vom Musizieren leben konnte und sich so durchgeschlagen hat. Ja, und irgendwann kam einfach der Punkt, ab dem es funktioniert hat. Und es gab auch immer dieses Urvertrauen, dass es klappt, aber ich hatte nie den Plan, mal Reggae-Sänger zu werden.

Hast du für die Zukunft schon irgendwelche feststehenden Projekte?
Musik machen. Ich mache gerade ein neues Album, das kommt dann irgendwann im März, hat aber noch keinen Namen. Der Name ist immer schwierig, der kommt immer zuletzt. Also, wenn du eine Idee hast...

Noch eine letzte Frage: Wie kam es eigentlich zu deinem Künstlernamen Gentleman?
Oh, das war jugendlicher Leichtsinn. Ich heiße ja Tilmann und so wurde irgendwie aus Tilman Gentil... Gentilman. Manchmal denke ich mir, es ist total bescheuert, aber dann lese ich mir auch den Eintrag darüber bei Wikipedia durch und es ist ja ein Mann der Ehre, ein Mann, der zu seinem Wort steht. Aber naja.

Nach diesen Worten klopft es an der Tür und der Tourmanager sagt uns, dass die Zeit vorbei ist. Tillmann Otto, 38, wohnhaft in Köln, wünscht mir noch einen schönen Abend und verschwindet wieder in einen anderen Raum des Tourbusses.

Das Interview führte Robert Sittner.

facebook.com/unique.thueringen

twitter.com/unique_magazin

www.unique-online.de

Forugh Farrochsad – eine Gefangene im iranischen Käfig

von Das Tier

Geboren 1934 in Teheran, wuchs Forugh Farrochsad in einer sozial konservativen Mittelklassefamilie als Tochter eines Armeeoffiziers auf. Schon mit 16 Jahren heiratete sie ihren fast doppelt so alten Cousin – eine Liebeshochzeit – gegen den Willen der Eltern. Vier Jahre später folgte die Scheidung, der gemeinsame Sohn blieb beim Vater. Forugh, die sich für ein Leben als Künstlerin entschieden hatte, strebte danach, Kunst von der Bevormundung durch ihren Mann zu trennen. Dass dies den Verlust des Sohnes zur Folge haben musste, macht den entscheidenden Zwiespalt aus, der sich in Farrochsads Werk widerspiegelt.

1955 erschien ihr Debüt, der Lyrikband *Die Gefangene*, aus dem auch das hier abgedruckte gleichnamige Gedicht stammt: Eine Frau, eingekerkert in eine Zelle, die Freiheit vor Augen, die doch unerreichbar bleibt. Das Kind scheint die einzige Freude in ihrem Leben zu sein. Doch gerade ihm kann das lyrische Ich das eigene Verschwinden nicht erklären. Die Ausweglosigkeit zieht sich nicht nur durch dieses Gedicht, sondern auch als Leitmotiv durch den gesamten Band.

Ihr Werk war eine Revolution in Form und Inhalt. Indem sie freies Versmaß und Alltagssprache nutzte, bezog sie den Leser bewusst mit ein und regte zur Identifikation an. Der eigentliche Traditionsbruch bestand jedoch darin, die Frau als reflektierende Instanz in den Mittelpunkt zu rücken. So offenbart das weibliche lyrische Ich intime Gefühle, erotische Fantasien und Erlebnisse. Das Private wird in den öffentlichen Raum getragen, die weibliche Anonymität mithilfe der Literatur überwunden. Dabei verläuft sich die Autorin nicht in kitschigen Situations- und Gefühlsbeschreibungen, sondern legt stets den Finger in gesellschaftliche Wunden. So zeichnet ihr Werk das Bild eines Landes, in dem Ungleichheit zwischen den Geschlechtern zum Alltag gehört. Obwohl man bis heute wenig über Forughs Privatleben weiß, interpretierte die Staatspresse ihre Werke als persönliche Beichten und diskreditierte sie dafür. Trotzdem schaffte sie es, sich in der damals wie heute von Männern dominierten iranischen Schriftstellerszene einen Namen zu machen.

1958 lernte sie den Schriftsteller und Filmemacher Ebrahim Golestan kennen und lieben. Golestan war zu dem Zeitpunkt bereits verheiratet und hatte Kinder. Er war weder bereit, diese zu verlassen, noch auf Forugh als Geliebte zu verzichten. So blieb sie auf Dauer die Nummer zwei in seinem Leben, nur Mätresse, nie die legitime Frau. Aus der Verzweiflung über ihre Situation resultierte 1960 ein Suizidversuch. Zwei Jahre darauf drehte Forugh den Film *Das Haus ist schwarz*, der 1963 den *Großen Preis der Dokumentarfilme* der *Internationalen Kurzfilmtage* in Oberhausen gewann.

Forugh Farrochsad verstarb 1967 an den Folgen eines Autounfalls. Zurück bleibt ihr vielfältiges Werk, das stets eigenwillig und innovativ war und bis heute nicht an Intensität und Wirkung verloren hat. Gleichzeitig blieb es in ihrem Heimatland bis heute zensiert und ist dort nur illegal zu erwerben. □

Forough Farrochsad

Übersetzung bereitgestellt durch foroughfarrokhzad.org

The Captive

اسیر

I want you, yet I know that never
can I embrace you to my heart's content.
you are that clear and bright sky.
I, in this corner of the cage, am a captive bird.

ترا مي خواهم و دانم كه هرگز
به كام دل در آغوشت نگيرم
توئي آن آسمان صاف و روشن
من اين كنج قفس، مرغي اسيرم

from behind the cold and dark bars
directing toward you my rueful look of astonishment,
I am thinking that a hand might come
and I might suddenly spread my wings in your direction.

ز پشت ميله هاي سرد و تيره
نگاه حسرتم حيران برويت
در اين فكرم كه دستي پيش آيد
و من ناگه گشايم پر بسويت

I am thinking that in a moment of neglect
I might fly from this silent prison,
laugh in the eyes of the man who is my jailer
and beside you begin life anew.

در اين فكرم كه در يك لحظه غفلت
از اين زندان خامش پر بگيرم
به چشم مرد زندانبان بخندم
كنارت زندگي از سر بگيرم

I am thinking these things, yet I know
that I can not, dare not leave this prison.
even if the jailer would wish it,
no breath or breeze remains for my flight.

در اين فكرم من و دانم كه هرگز
مرا ياراي رفتن زين قفس نيست
اگر هم مرد زندانبان بخواهد
دگر از بهر پروازم نفس نيست

from behind the bars, every bright morning
the look of a child smile in my face;
when I begin a song of joy,
his lips come toward me with a kiss.

ز پشت ميله ها، هر صبح روشن
نگاه كودكي خندد برويم
چو من سر مي كنم آواز شادي
لبش با بوسه مي آيد بسويم

O sky, if I want one day
to fly from this silent prison,
what shall I say to the weeping child's eyes:
forget about me, for I am captive bird?

اگر اي آسمان خواهم كه يكروز
از اين زندان خامش پر بگيرم
به چشم كودك گريان چه گويم
ز من بگذر، كه من مرغي اسيرم

I am that candle which illumines a ruins
with the burning of her heart.
If I want to choose silent darkness,
I will bring a nest to ruin.

من آن شمعم كه با سوز دل خويش
فروزان مي كنم ويرانه اي را
اگر خواهم كه خاموشي گزينم
پريشان مي كنم كاشانه اي را

Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen.
Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.

Kolumne

Leichensäcke, öffentliche Aufbahrungen und andere handliche Ausdrücke

Das Deutsche und Englische können auf eine lange, wenn auch nicht immer harmonische gemeinsame Geschichte zurückblicken. Diese hat ihre Spuren vor allem im Wortschatz der beiden Sprachen hinterlassen. Die gemeinsamen Wurzeln im Westgermanischen sind verantwortlich für urverwandte Wortpaare (Kognaten) wie ‚Schwert' – 'sword', ‚Schiff' – 'ship', ‚See' – 'sea' und auch ‚Hose' – 'hose' oder ‚Knecht' – 'knight'. Alle diese Ausdrücke sind genuin germanischen Ursprungs und haben keine etymologisch verwandten Entsprechungen in den anderen indoeuropäischen Sprachen, wie dem Französischen, Spanischen, Italienischen, Walisischen etc. Das französische ‚épée' ist ebenso weit entfernt vom ‚Schwert' wie das ‚bateau' vom ‚Schiff' oder die ‚pantalons' von den ‚Hosen'. Verwandtschaft schützt jedoch nicht vor Bedeutungsänderung. So sind die deutschen ‚Hosen' zwar urverwandt mit der 'hose' – was im Englischen der (Garten-)Schlauch ist. Aber es braucht doch etwas philologische Fantasie, um zu erkennen, dass das urgermanische Kleidungsstück damals wie heute aus zwei miteinander verbundenen ‚Stoffschläuchen' besteht. Und zu entdecken, wie sich das westgermanische ‚knehta-', die Bezeichnung für ‚Knabe, Jüngling', in den beiden Sprachen so unterschiedlich entwickelt hat, überlasse ich der Neugier der Leser.

Dieser ‚vererbte' Grundstock gemeinsamer Wörter im Englischen und Deutschen wurde und wird durch Lehn- und Fremdwörter ergänzt. Der Anteil englischer Entlehnungen im Deutschen ist nicht zu übersehen, aber auch im Englischen finden wir zahlreiche Ausdrücke deutschen Ursprungs (kindergarden, gedankenexperiment, urschleim, doppelganger). Was das Englische bei aller Weltoffenheit jedoch nicht zu kennen scheint, sind ‚Pseudo-Entlehnungen', die im Deutschen im Zuge einer fortschreitenden ‚Anglisierung' immer häufiger auftauchen. Rudi Carrells ‚Showmaster' und der unterdessen etwas in die Jahre gekommene ‚Dressman' sind nebst ‚Oldtimer', ‚Evergreen' und ‚Handy' altbekannte Schein-Anglizismen, die im Englischen entweder völlig unbekannt sind oder aber eine andere Bedeutung haben. ‚Evergreen' zum Beispiel hat für den Engländer nichts mit Musik zu tun, sondern bezeichnet die Gattung der Immergrün-Gewächse selbst, bzw. kommt als Namensbestandteil immergrüner Pflanzen wie in 'evergreen bugloss' (Grüne Ochsenzunge) vor. Bemerkenswert ist dass auch frei erfundene Ausdrücke wie ‚Showmaster' nach bekannten Mustern des Englischen gebildet werden und sich somit strukturell nicht von ‚echten' englischen Wörtern wie 'slavemaster, whoremaster, horsemaster' unterscheiden.

Der Einfluss der Pseudo-Entlehnungen bleibt jedoch nicht einseitig auf das Deutsche beschränkt. In einer auch sprachlich globalisierten Welt gibt es gerade durch das Internet und die internationalen Organisationen eine Rückkopplung auf das Englische. Zwar wird sich 'body bag' (engl. für ‚Leichensack') wohl nie der deutschen Bedeutung ‚Rucksack' annähern – zu stark sind die Bilder der in 'body bags' nach Hause transportierten Leichen der gefallenen US Soldaten im öffentlichen Bewusstsein verankert. Aber schon bei 'public viewing' kann man den Einfluss der deutschen Pseudo-Entlehnung feststellen: So meint ‚public viewing' im Englischen zwar immer noch primär die öffentliche Präsentation einer Sache oder einen Tag der offenen Tür und in den USA spezifisch die öffentliche Aufbahrung des Leichnams. Immer öfter jedoch findet man es auch in englischsprachigen Texten als Bezeichnung für das Rudelgucken. Nichtsdestotrotz würde ein im ‚Neudeutschen' durchaus akzeptabler Satz wie „Die Security beschlagnahmte beim Public Viewing zahlreiche Body bags" bei den meisten Engländern und Amerikanern Kopfschütteln auslösen. □

Die feinen Unterschiede zwischen Leichen- und Rucksäcken erörterte Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.

PREMIEREN MUSIKTHEATER (Auswahl)

Gräfin Mariza	ab Sa, 08.12.2012
Die Frauen der Toten	ab Sa, 02.02.2013
Der Ring des Nibelungen	ab Do, 07.02.2013
Anatevka	ab Sa, 20.04.2013

PREMIEREN SCHAUSPIEL / TANZ (Auswahl)

L'Avare (nach Molière)	am Mi, 07.11.2012
Urfaust	ab Di, 15.01.2013
David Hughes Dance Company	am Fr, 19.04.2013
Bodyvox	am So, 21.04.2013

Informationen & Tickets:
www.theater-erfurt.de
0361 22 33 155

THEATER ERFURT
DAS THEATER DER LANDESHAUPTSTADT – GENERALINTENDANT GUY MONTAVON

Anzeige

Die „Migrationshintergründigen“

Hierzulande ist es mittlerweile geläufig, solchen Mitmenschen einen „Migrationshintergrund“ zuzuschreiben, die keine Deutschen sind… oder keine „richtigen“ Deutschen. Eine Begriffskritik mit Meinungshintergrund.

von David & Makito

Dank Reisefreiheit ist der Stempel im Pass zur Seltenheit geworden. Viele deutsche Staatsbürger bekommen allerdings selbst ohne zu reisen einen „Stempel“ aufgedrückt: „Migrationshintergrund“. Niemand muss sich schlecht fühlen, wenn er seine Arbeitskollegen oder Freunde als „Person mit Migrationshintergrund“ bezeichnet. Mit diesem besonders „politisch korrekten“ Begriff wird kein Rassismus in irgendeiner Form ausgedrückt.

Die Diskussionen über die Definition dieses Begriffs in Deutschland zeigt: Ein deutscher Staatsbürger ist noch lange kein deutscher Staatsbürger. Er wird jedenfalls nicht so bezeichnet. Gemäß Artikel 3 des Grundgesetzes sowie dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz ist es verboten, mit der „ethnischen Herkunft“ eines Menschen Rechtsfolgen zu verbinden. Niemand darf also wegen der Tatsache, dass er selbst oder seine Vorfahren nach Deutschland zugewandert sind, diskriminiert oder bevorzugt werden. Wenn mindestens ein Elternteil zugewandert oder als Ausländer in Deutschland geboren ist, hat der Nachwuchs einen „Migrationshintergrund“, unabhängig von der Staatsbürgerschaft. So liest sich die Definition des Statistischen Bundesamtes. Nach aktuellem Stand fallen hierzulande 16 Millionen Menschen in diese Kategorie.

Das Partizipations- und Integrationsgesetz (PartIntG) für das Bundesland Berlin hat sich zwar zum Ziel gesetzt, eine Teilhabe für „Menschen mit Migrationshintergrund“ zu ermöglichen, die in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens gelten soll. Dennoch hielt man eine abgrenzende Begriffsbestimmung von „Menschen mit Migrationshintergrund“ für nötig und orientiert sich dabei am Grundgesetz. In Paragraph 2 des PartIntG heißt es: „Menschen mit Migrationshintergrund sind, soweit in einem anderen Gesetz nichts anderes bestimmt ist, Personen, die nicht Deutsche im Sinne des Artikels 116 Absatz 1 des Grundgesetzes sind […].“ Sogenannte „Statusdeutsche“ – also ethnische Deutsche ohne deutsche Staatsbürgerschaft – haben demnach keinen „Migrationshintergrund“.

Die Versuche, eine solche abgrenzende Definition aufrecht zu erhalten, scheinen, gerade weil eine multikulturelle Gesellschaft seit Jahrzehnten klar das Bevölkerungsbild prägt, obsolet zu sein. Die verschiedenen Definitionen der Begriffe scheinen keine klare Linie ziehen zu können. Die *taz* sammelte in einer Umfrage ihres Blogs Vorschläge von Lesern, wie denn „Migranten“ oder „Menschen mit Migrationshintergrund“ anders bezeichnet werden sollten. Redakteur Sebastian Heiser kam zu einer Erkenntnis: „Egal, ob man das begrüßt oder ablehnt: Die Gesellschaft macht Unterschiede zwischen Migranten und Nichtmigranten“.

Das Aussehen zählt

Viele, die als Menschen „mit Migrationshintergrund“ bezeichnet werden, wollen keine Zuschreibung von außen und nicht über ihre ethnische Herkunft definiert werden. Doch woran werden sie im Alltag identifiziert? Wohl in erster Linie an äußeren Merkmalen: Haut- oder Haarfarbe, Aussprache oder ein fremd wirkender Vor- bzw. Nachname.

Selbst in seriösen Medien wird regelrecht mit dem begrifflichen Zusatz um sich geworfen. So wird der FDP-Vorsitzende und Wirtschaftsminister Philipp Rösler gerne als Vorzeigepolitiker „mit Migrationshintergrund“ bezeichnet, obwohl sein „Hintergrund“ bekanntlich darin besteht, mit neun Monaten adoptiert worden zu sein. Mit deutscher Muttersprache in einer deutschen Mittelklasse-Familie in Deutschland aufgewachsen, hat er es Dank eines rein deutschen Bildungswegs zum Bundesminister geschafft – welch großartige „Integrationsleistung“. Welch gültiger „Beweis“ dafür, dass Menschen „mit Migrationshintergrund“ es in Deutschland zu etwas bringen können: „trotz“ asiatischer Gesichtszüge. Schwierig wird es andererseits dann, wenn „Menschen mit Migrationshintergrund“ kriminell aktiv auffallen. Dann werden sie zu einer problematischen Randgruppe (gemacht).

Der Hintergrund zum „Hintergrund“

Wozu also diese Bezeichnung? Für Institutionen wie das Statistische Bundesamt ist diese Kennzeichnung insofern wichtig, als dass sie strukturelle Benachteiligungen erfassen kann. Der OECD-Beschäftigungsausblick 2008 stellte fest, dass die Hälfte der Arbeitslosigkeit von Migranten in Deutschland nicht durch mangelnde Qualifikation, sondern durch Diskriminierung entsteht. Damit die Politik Integration überhaupt erst möglich machen kann, muss sie wissen, wo sie ansetzen muss. Doch (re-)produziert ein Begriff wie „Migrationshintergrund“ nicht erst den Rassismus, den er gemäß Statistikern sichtbar machen soll?

Der Begriff „Migrationshintergrund“ ist zwar nur ein Modewort aus den 2000er Jahren. Er umfasst jedoch die unselige deutsche Tradition völkischen Nationsverständnisses, die dem 19. Jahrhundert entstammt, *>>Weiter auf Seite 36*

Von „heißblütigen Italienern“ und „Pleite-Griechen“

von Projektgruppe Fremdwort

Mit der Aufdeckung der rechtsextremen Mordserie im November 2011 begann die öffentliche Diskussion über einen Begriff, der die Opfer der NSU-Terrorzelle verhöhnte und Angehörige ethnischer Gruppen in Deutschland diskriminierte: „Döner-Morde“. Ein Unwort in der Medienberichterstattung, das die Ermordung von Menschen verharmlost, die Opfer verdinglicht – sie zu Dönern macht. Dies ist nur eines von vielen Beispielen dafür, wie Stereotype das Bild der Mehrheitsbevölkerung prägen und Vorurteile in den Köpfen verankern können, insbesondere, wenn sie über die Medien transportiert werden. In einer Studie im Rahmen unserer Bachelorarbeit gingen wir der Frage nach, welche sprachlichen Stereotype bei der Berichterstattung über ethnische Gruppen in deutschen Tageszeitungen verwendet werden und ob dies intentional oder nicht intentional geschieht.

Bei der Analyse von 100 Artikeln aus vier regionalen Tageszeitungen (*Freies Wort*, *Thüringer Allgemeine*, *Oberhessische Zeitung* und *Wiesbadener Tagblatt*) zeigten sich drei Arten von Stereotypen, die die Berichterstattung im Lokaljournalismus prägen: Nationenstereotype (die „Pleite-Griechen“), Religionsstereotype (Muslime als Bedrohung) und Gruppenstereotype (Migranten, Ausländer und Flüchtlinge als „Fremde“). Neben den altbekannten (z.B. „fauler Südländer“) wurden auch neue Begriffe geprägt. Diese laufen nun Gefahr, sich ihrerseits als Stereotype zu verfestigen, wie beispielhaft in einem Artikel in der *Oberhessischen Zeitung* vom 16.11.2011: „Eine Spur ‚griechischer Verhältnisse‘ durchzieht das öffentliche Finanzgebaren in Deutschland“. Der Vergleich zwischen Hessen und Thüringen zeigte, dass in Thüringen negativer über ethnische Gruppen berichtet wird, obwohl (oder aber gerade weil) der Ausländeranteil mit gerade einmal zwei Prozent der Bevölkerung deutlich niedriger liegt. Wie die Journalisten selbst in Interviews mit uns sagten, versuchen sie, die Ausländer in die „normale“ Berichterstattung mit einzubeziehen. Trotzdem kommen Angehörige ethnischer Gruppen selbst fast gar nicht zu Wort.

Die Verwendung von Stereotypen ist stark von den Medienschaffenden und ihrem Bewusstsein für Stereotype abhängig. So wird der „heißblütige Italiener“ gerne mal als nette Formulierung abgetan, ohne zu hinterfragen, ob dadurch zweifelhafte Denkmuster reproduziert werden. Zwar betrachten die Journalisten – laut eigener Aussage – ethnische Zuschreibungen meist als nicht erforderlich. Dennoch zeigte unsere Analyse, dass die Abgrenzung aufgrund eines scheinbar „nichtdeutschen“ Erscheinungsbildes immer dann eine Rolle spielte, wenn Kriminalität oder negative Inhalte im Zusammenhang mit ethnischen Gruppen standen: „Die Polizei warnt vor rumänischen Bettlern, die am Mittwochmittag (…) aggressiv bettelten. (…) Ihre Hautfarbe war entsprechend ihrer Herkunft (…) dunkel.“ (*Oberhessische Zeitung*, 18.11.2011)

Stereotype sind, nach sozialwissenschaftlicher Definition, nicht per se wertend. Sie verfestigen sich aufgrund bestimmter Merkmale, die Personen oder Kollektiven zugeschrieben werden. Erst das Verhalten, das sich möglicherweise aus diesem Bild ergibt, kann sich in Vorurteilen und diskriminierendem Handeln äußern. Trotzdem muss die Verantwortung der Journalisten in den öffentlichen Diskurs gerückt werden, da sie mit der (Re-)Produktion von Stereotypen Vorurteile innerhalb der Leserschaft prägen können.

Im Vergleich mit älteren Studien zeigte unsere Untersuchung allerdings auch, dass sich ein Wandel der Institution Zeitung abzeichnet: Man setzt sich offener mit der pluralistisch und kulturell vielfältigen Gesellschaft auseinander, als es noch vor zehn Jahren der Fall war. Dies bestätigte sich auch zum Teil im Zusammenhang mit dem Begriff „Döner-Morde“. Die Journalisten reflektierten dessen Verwendung, wie einer der Befragten

Die Mitglieder der Projektgruppe Fremdwort sind Elisabeth Addicks, Alina Beck, Anja Reith, Alina Sauer, Christian Schaft und Christiane Scharf. Die Studie mit dem Titel „Ethnische Stereotypisierung in deutschen regionalen Tageszeitungen“ haben die sechs Studenten der Universität Erfurt im Rahmen ihrer Bachelorarbeit durchgeführt. Betreut wurden sie durch Dr. Heiner Stahl vom Lehrstuhl für Kultur- und Medientheorie der Universität Erfurt.
Eine Veröffentlichung der Studie in Kooperation mit der Friedrich-Ebert-Stiftung wird im Laufe des Jahres folgen.

Kontakt: Fremd.Wort@gmx.de

Wie produzieren und reproduzieren deutsche Medien ethnische Stereotype? Und wie kann dieser Teufelskreis durchbrochen werden? Eine Gruppe von Studenten der Universität Erfurt hat sich mit diesen Fragen befasst.

beschreibt: „Im Nachhinein war das natürlich ein Fehler. Man hätte damals noch mal darüber nachdenken müssen – das hat man wahrscheinlich, wie viele andere Zeitungen, nicht getan. (…) Wir haben daraus geschlossen, dass wir bei ähnlichen Fällen künftig vielleicht – oder nicht vielleicht, sondern möglichst – noch einmal genauer hinschauen."
Dies bleibt zu hoffen, jedoch zeigte die Berichterstattung im Nachgang der Veröffentlichung unserer Ergebnisse, dass die Kritik an Journalisten und die Forderung nach ihrer Sensibilisierung dem ein oder anderen widerstrebt. So schrieb ein *TA*-Redakteur, dass es fragwürdig sei, ob man über Zuschreibungen nachdenken müsse im Sinne einer „vermeintlichen political correctness". Genau dieser Denkansatz ist falsch. Es geht nicht um politische Korrektheit, es geht darum, diskriminierende Sprachmuster zu entdecken, zu vermeiden und so zu einer vorurteilsfreien Sprache beizutragen und dadurch Diskriminierung verbaler wie physischer Art entgegenzutreten. Dabei müssen auch Journalisten Verantwortung zeigen und tragen! □

Klassifizierung	Kategorie	Merkmale
Religionsstereotyp	Juden	Opfer, individuelle Kulturleistungen
	Muslime	religiöse Fanatiker
Gruppenstereotyp	Ausländer, Migranten, Flüchtlinge	Kriminelle, Unmündige, permanent „Fremde"
	Afghanen, Iraner, Israelis	Aggression, Undurchsichtigkeit, friedliche Individuen
	Afrikaner	Arabellion, Sportler, Hilfsbedürftige
Nationenstereotyp	Chinesen	Wirtschaftsriese, politisch bedrohlich, Gönner der EU
	Russen	Erdgasproduzenten mit unsicherer Demokratie
	US-Amerikaner	Mega-Schuldner, alternde Weltmacht, Weltpolizei, Stars und Sternchen
	Franzosen	Merkozy und herausragende Künstler
	Griechen	Pleite, Wut und Resignation
	Briten	euroskeptische Rowdys
	Niederländer	orangene Sportler und holländischer Käse

und verkleidet sie für das 21. Jahrhundert in einer schicken politisch-korrekten Hülle neu.

Nationen können auf verschiedene Arten erfunden werden, und definieren demzufolge auch auf verschiedene Weise, wer dazu gehört und wer nicht. Frankreich und die USA entstanden revolutionär als Staatsbürgernationen, in denen die Zugehörigkeit über das Bekenntnis der Bürger zur demokratischen Verfassung definiert wurde, unabhängig von ihrer kulturellen und ethnischen Herkunft – zumindest in der Theorie. Deutschland jedoch definierte sich als Kulturnation, deren Mitglieder durch Zugehörigkeit zur „deutschen Kultur“ bestimmt waren; auch dies natürlich nicht in Reinform. Preußen etwa behandelte gemäß seinem Untertanengesetz von 1842 alle preußischen Bewohner gleich, was z. B. Freizügigkeit und Wehrpflicht betraf – aber manche etwas weniger gleich: Nicht-deutschsprachigen Preußen sowie Juden waren Ämter im Staatsdienst verwehrt. Im Deutschen Kaiserreich wurden alle Untertanen der Einzelstaaten automatisch zu gleichberechtigten deutschen Reichsbürgern. Langfristig setzte sich jedoch bei großen Teilen der Bevölkerung und in Regierungskreisen ein dezidiert ethnisches Verständnis von „Deutschsein“ durch. Nach jahrelangen antisemitischen Hetz-Kampagnen wurden besonders ostjüdische Immigranten zum Feindbild völkischer Nationalisten. Diese Diskrepanz zwischen der demokratischen Verfassung und dem zunehmend völkischen Nationsdiskurs und Einbürgerungsalltag wurde in der Weimarer Republik fortgesetzt. Die Nationalsozialisten verankerten dann in mehreren Gesetzen das Recht auf deutsche Staatsangehörigkeit über rassische Kriterien. Wer nicht „deutschen oder artverwandten Blutes“ war, wurde ausgeschlossen – zuallererst Juden.

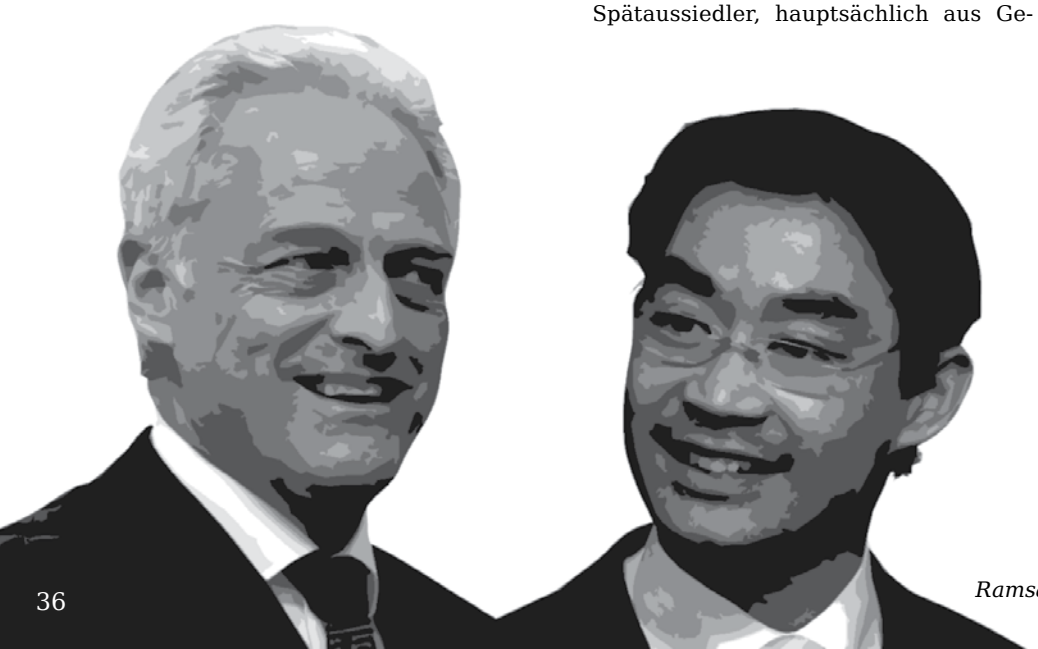
Nazi-Sprech in der BRD

Die frühe Bundesrepublik übernahm größtenteils die ethnischen Definitionen der Nazis. Anspruch auf die Einbürgerung, auf die Aufnahme als Staatsbürger, sollten nur ethnisch deutsche Personen (vor allem Vertriebene) haben: Diese sollten über ein Bekenntnis zum „deutschen Volkstum“ und über Merkmale wie „Abstammung, Sprache, Erziehung, Kultur“ (O-Ton Bundesvertriebenengesetz) erkannt werden. Ethnisch nicht-deutsche Personen konnten jahrzehntelang nur „nach Ermessen“ eingebürgert werden – solche sogenannten Ermessungseinbürgerungen waren extrem selten. Erst ab Beginn der 1990er-Jahre wurden Anspruchseinbürgerungen für ethnische Nicht-Deutsche eingeführt. Zugleich folgte nach dem Zusammenbruch des Ostblocks eine Einbürgerungswelle sogenannter Spätaussiedler, hauptsächlich aus Gebieten der ehemaligen Sowjetunion, die nach dem „Gesetz zur Klarstellung des Spätaussiedlerstatus“ von 2001 als „zum deutschen Volkstum“ (sic!) zugehörig gelten.

Die Bundesrepublik war stets sehr freigiebig, wenn es um ethnische Deutsche ging. Die Ausgrenzung ethnischer Nicht-Deutscher erfolgte vor allem über Einbürgerungsverweigerung, die ab 1990 rechtlich aufgehoben wurde: Nun konnten auch Personen „nicht-deutschen Volkstums“ eingebürgert werden – sehr zum Entsetzen mancher Kreise.

Der Begriff „Migrationshintergrund“ knüpft nahtlos an die ethnisch-völkische Tradition an. Nicht umsonst scheint es für viele Leute selbstverständlich, dass die Deutsch-türkische Gemeinde ein „Migrantenverein“ ist, der Bund der Vertriebenen jedoch nicht. Der „Migrationshintergrund“ erschließt für völkische Nationalisten eine neue Möglichkeit, Deutschland „rein“ und homogen zu halten. 16 Millionen Menschen haben in Deutschland den „Hintergrund“, die Hälfte von ihnen sind deutsche Staatsbürger. Diese knapp acht Millionen Menschen werden damit zu Staatsbürgern zweiter Klasse erklärt, wenn nicht gar aus dem „engeren“ Kreis der „Deutschen“ ausgeschlossen. Wie dies konkret aussehen kann, zeigte der CSU-Politiker Peter Ramsauer Anfang 2009, als er lautstark forderte, dass Kriminalitätsstatistiken den „Migrationshintergrund“ erfassen sollten. Das wahre Ausmaß an Ausländerkriminalität werde verschleiert, wenn nur die Staatsangehörigkeit erfasst würde, so Ramsauer.

Der heutige Bundesverkehrsminister zeigt sehr anschaulich, dass es in Deutschland noch lange dauern wird, bis das Ideal eines nicht-ethnisch definierten Deutschlands flächendeckend angenommen, geschweige denn gelebt wird. In Staatsbürgernationen sind Einbürgerungen konstituierend: Wer sich dauerhaft auf dem Staatsgebiet aufhält und verfassungstreu lebt, soll vollwertiger Staatsbürger werden – eine Vorstellung, die in Deutschland seit gerade mal



Ramsauer und Rösler suchen den Hintergrund.

knapp zwei Jahrzehnten vorsichtig ausprobiert wird. Der Begriff „Migrationshintergrund“ drückt vor allem auch die Unfähigkeit aus, ethnisch nicht-deutsche Staatsbürger, Eingebürgerte und ihre Kinder als vollwertige deutsche Staatsbürger zu akzeptieren. Er macht die (vermutete) ethnische Herkunft der biologischen Eltern und Großeltern – und dies betrifft nicht nur Bundesminister und andere Adoptivkinder – wichtiger als jegliche Lebensrealität.

„Hintergrund“ wo man auch hinschaut

Er verankert das „Othering“, die obsessive Suche nach dem „Fremden“. Ein deutscher Staatsbürger „mit Migrationshintergrund“, der wirtschaftlich erfolgreich, politisch verfassungstreu und sozial engagiert ist und die deutsche Sprache besser beherrscht als so mancher Deutscher „ohne Migrationshintergrund“, wird dank dieses Wortes immer anders angesehen werden. Besonders, wenn er eine dunklere Hautfarbe hat, wird er sich lebenslang über Fragen wie „Wo kommst du eigentlich her und wann kehrst du in deine Heimat zurück?“ freuen dürfen. Seine Anwesenheit wird immer als absonderlich, unnatürlich, latent bedrohlich, zumindest aber als etwas so bemerkenswertes wahrgenommen, dass es dafür einer gesonderten Bezeichnung bedarf. Selbstverständlich ist er nach dem Buchstaben des Gesetzes dem deutschen Staatsbürger ohne „Migrationshintergrund“ gleichgestellt. Doch in der Alltagssprache und im Alltagsumgang ist man doch etwas gleicher, wenn man „hinten ohne“ ist.
Der „Migrationshintergrund“ wird sich in Zukunft immer mehr in den Vordergrund drängen, da er sich fast unabhängig von der Definition selbst reproduziert: Schließlich können nur Männlein und Weiblein ohne „Migrationshintergrund“ Kinder zeugen, die selbst „hinten ohne“ sind. Die „Schwemme“ von „Migranten-Kindern“ an manchen Schulen hängt also vor allem damit zusammen, dass das Ideal, wonach deutscher Junge sich mit deutschem Mädchen aus dem selben Dorf ehelichen und fortpflanzen soll, im 21. Jahrhundert etwas an Aktualität eingebüßt hat.
Bis sich in Deutschland flächendeckend ein staatsbürgerliches und ent-ethnisiertes Verständnis von Staatsbürgerlichkeit durchsetzt, dürfte es wohl noch viele Jahrzehnte dauern. Die Abschaffung des Wortes „Migrationshintergrund“ wie auch seiner Abarten aus dem täglichen Sprachgebrauch wäre sicherlich nur einer von vielen Faktoren bei diesem Prozess. Aber sie wäre zumindest ein Anfang. □

Anzeige

Treffpunkt Thalia • Lesung & Gespräch

Dienstag | 6. November 2012 | Beginn: 20.15 Uhr

Christian Fuchs liest aus: „Die Zelle“

Dieses Buch erzählt die Geschichte der Terrorzelle NSU und ihrer drei Protagonisten. Es fragt, wie aus Kindern aus der Mittelschicht rechtsextreme Terroristen werden konnten. Sowohl die Biographien der Täter als auch das gesellschaftliche Klima in Deutschland
werden beleuchtet, um zu klären, was der Nährboden für eine solche rechte Radikalisierung ist.

Jena hat zu diesem Thema einen besonderen traurigen Bezug: Zum einen stammten die drei mutmaßlichen Haupttäter und fast alle Unterstützer des *Nationalsozialistischen Untergrund* aus Jena, trafen sich in der Saalestadt und radikalisierten sich hier. Und zum anderen kam Beate Zschäpe, die Frau des Trios, am Ende ihrer Flucht vor der Polizei vor fast genau einem Jahr – im November 2011 – nach Jena zurück, um sich zu stellen.

Im Anschluss an die Lesung besteht die Möglichkeit zum Gespräch.

Jenas Oberbürgermeister ist für sein Engagement gegen Rechtsextremismus bekannt.
Wir freuen uns, dass **Herr Dr. Schröter** sich an der Diskussion beteiligen wird.

Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia
„Neue Mitte Jena“, Leutragraben 1 • 07743 Jena
thalia.jena-neuemitte@thalia.de
Tel. 03641 4546-0

Entdecke neue Seiten

Thalia.de
Bücher, Medien und mehr

Stöbern. Entdecken. Bestellen:
www.thalia.de

Laser-Brief aus der Ferne:

Ein Kopfwackeln from abroad

Liebe Daheimgebliebene,

Wie lange hat es gedauert? Keine Sekunde. Die Sache war eindeutig, ein Blick reichte aus. Dieser Kerl ist ein Deutscher. Mitten in Indien, auf dem (gefühlt) größten, groteskesten und grünsten Campus der Welt, na klar, ausgerechnet hier ist die erste Person, die einem bei der Immatrikulation begegnet: ein Deutscher. Nicht nur das. An dieser *Jawaharlal Nehru University* in Delhi, von der ich an meinem ersten Besuchstag im Juli nur Bruchstücke kannte und wo meine diffusen Erwartungen sich aufgrund von immer neuen Eindrücken im Kreis drehten, erwies sich die Welt dann doch wieder als kleiner Spielplatz.

Es war also Anmeldungsphase, ein Pfau tanzte am Baum hinterm Fenster, kopfwackelnde Inder schickten mich von einer Tür zu nächsten. Und der erste Mitstreiter, den ich schließlich im Warteraum treffe, ist nicht nur Deutscher, sondern auch mein Namensvetter und ein Artikelschreiber, dessen Text ich bei der *unique* mit verwalten durfte. Stephan und Stefan, ja, wir hasteten gemeinsam nach dem Passierschein A 38 und kämpften in der indischen Bürokratie. Ungeachtet allen Strebens nach interkultureller Kompetenz: Manchmal ist es hilfreich, sich an gute deutsche Ordnung zu halten.

Grüße aus Indien
Stefan

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.)

Chefin vom Dienst:
Carolin Krahl

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren.
Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

Ressortleiter:
Barbara Bushart (EinBlick)
David Leuenberger (WeitBlick)
Robert Sittner (LebensArt)
N.N. (WortArt)

Redaktion:
Barbara Bushart (Babs), Belind Hajy (Makito), Carolin Krahl (Caro), Christoph Matiss (Chrime), David Leuenberger, Dominik Koos, Elisa Haase, Elizaveta Chebotareva, Frank Kaltofen, Franziska Gutzeit (paqui), Jenny Distler, Juliane Baars (julibee), Lutz Granert (LuGr), Mallory Clarke, Martin Repohl, Michaela Meißner (gouze), Philipp Ebert, Rebecca Hadler (bexdeich), Robert Sittner (Das Tier), Stefan Laser (Laser), Stephanie Nicolai (Sena), Valentin Schmehl (Antin)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Anshelika Muchina (Institut für Interkulturelle Kommunikation Jena), Konrad Linke, Projektgruppe Fremdwort, Samvel Babayan, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 11. Jahrgang
Satz & Layout: Carolin Krahl, Frank Kaltofen, Michaela Meißner
Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben

Zeichnungen: Michaela Meißner
Onlinebetreuung: Patrick Mehner, Frank Kaltofen, Michaela Meißner
Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbild: Marvin David
Schnappschüsse S. 13 & S. 23: © Austen Spanka

Seite 5 oben: Marvin David | Seite 5 Mitte: Dirk Vorderstraße
Seite 7: Marvin David | Seite 12 unten rechts: Marvin David
Seite 14: U.S. National Archives and Records Administration | Seite 15: privat | Seite 25: Marvin David | Seite 27: © Austen Spanka

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, insofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Dies gilt jedoch ausdrücklich nicht für namentlich mit “©” gekennzeichnetes Bildmaterial!
Mehr Informationen unter:
creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Förderer:
Internationales Büro und Rektoramt der FSU sowie

Anzeige

GRIESSON - DE BEUKELAER

Hier gibt's Studenten-Futter!

Fabrikverkauf Kahla

Ihr Mentor in Sachen Nervennahrung

Lieblings-Marken zu besonders günstigen Preisen:

- Prinzen Rolle
- DeBeukelaer
- TUC
- LEICHT&CROSS
- Tekrum
- Wurzener
- Griesson
- Soft Cake
- Café Musica

www.griesson-debeukelaer.de

Marken aus bester Familie

GRIESSON - DE BEUKELAER

10 % Gutschein

bei einem Einkauf ab 10€ Warenwert. Nur ein Gutschein pro Person. Bitte VOR Bezahlung vorlegen. Nur gültig für den Einkauf in Kahla in haushaltsüblichen Mengen. Gültig bis: 31.12.2012

Uni/GdB 09/12

Gut & günstig

Fabrikverkauf Kahla

Im Camisch 1
07768 Kahla
Tel. (03 64 24) 80 - 20 30

Öffnungszeiten

Montag bis Freitag:
9.00 - 18.30 Uhr

Samstag:
9.00 - 14.00 Uhr

Sept. - Dez. Samstag:
9.00 - 16.00 Uhr

Besucht uns!

Das Erlebnis für kleine und große Naschkatzen! Ein Besuch lohnt sich immer!

Verkauf nur in haushaltsüblichen Mengen. Solange der Vorrat reicht.

Kristall Sauna-Wellnesspark mit Soletherme Bad Klosterlausnitz

Anzeige

Ein Highlight, das jeden Besuch noch attraktiver werden lässt ist das Thermalsole-Außenbecken mit **12 % Solegehalt**. Schweben Sie wie im Toten Meer durch den Auftrieb des hochprozentigen Solegehalts. Genießen Sie dieses ganz besondere Badeerlebnis. Die konzentrierte Sole fördert die Gesundheit der Gelenke und der Muskulatur und regt den Stoffwechsel an.

Große Thermenwelt mit bestem Thermal-Solewasser

12 %-iges Thermalsole-Außenbecken, Wellenbad, 3 Dampfbäder, Strömungskanal, Eltern-Kind-Bereich, Solarienwiese, 4 x täglich kostenlose Wassergymnastik, Thermen-Restaurant u.v.m.

Die **beiden Natronbecken** unterstützen die Gewichtsreduktion, entgiften und entschlacken.

Saunawelt mit Thüringen's größter Sauna

11 Themen-Saunen, Spezial-Aufgüsse, **2 Dampfbäder**, Osmanischer Hamam, Innen- und Außenbecken, Whirlpool, **Eisnebelgrotte**, Sauna-Restaurant, großer Liege- und Freibereich u.v.m.

Täglich ab 12 Uhr textilfrei Baden in der gesamten Therme. Mittwoch und Sonntag ab 12 Uhr Baden mit oder ohne Badebekleidung.

- **Monatliche Events** z.B. Saunafeste, Romantisches Vollmondschwimmen, Damen- oder Herrenverwöhntage u.v.m. bieten abwechslungsreiche Unterhaltung.
- **Wellness-Angebote** im Massagebereich gibt es eine große Auswahl von Verwöhnangeboten z.B. Massagen im Osmanischen Hamam. Gerne beraten wir Sie ausführlich.
- Alle **„Geburtstagskinder"** haben gegen Vorlage des Ausweises an diesem Tag **FREIEN EINTRITT!**

Studenten-Tarif:

Studenten erhalten 30 % Rabatt auf alle regulären Eintrittspreise. Karten gibt es an der Uni-Infothek!

www.kristall-saunatherme-bad-klosterlausnitz.de

Öffnungszeiten außer 24.12.
Mo, Mi, Do, So 9 –22 Uhr · Di, Fr, Sa 9 –23 Uhr

Köstritzer Str. 16 · 07639 Bad Klosterlausnitz
Tel. (03 66 01) 598-0 · Fax 598-33

Reisemobil-Stellplätze direkt an der Therme